F4798
.G15

Volksbücher zur Deutschkunde

Herausgegeben von Walther Hofstaetter

Nr. 4

Deutsches Wesen im ersten Jahrtausend

Von

Dr. Wilhelm Ganzenmüller

Schulwissenschaftlicher Verlag A. Haase
Prag Leipzig Wien

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-11-16 13:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89099973992
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Library
of the
University of Wisconsin

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF WISCONSIN

Generated on 2019-11-16 13:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89099973992
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Volksbücher zur Deutschkunde
Herausgegeben von Walther Hofstaetter
Nr. 4

Deutsches Wesen im ersten Jahrtausend

Von

Dr. Wilhelm Ganzenmüller

Schulwissenschaftlicher Verlag A. Haase
Prag Leipzig Wien
1918

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-11-16 13:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89099973992
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Druck von A. Haase, k. u. k. Hofbuchdrucker
Prag Annahof

Alle Rechte vorbehalten

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-11-16 13:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89099973992
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

237517
OCT -5 520
F4798
.G15

Zum Geleit.

Vom deutschen Wesen im ersten Jahrtausend unserer Geschichte soll im folgenden die Rede sein, das Werden unseres eigenen Volkstums wollen wir erkennen, wie es sich gewandelt hat im Laufe der Zeiten unter den mächtigen Einflüssen fremder Kulturen und wie es doch in seinen Grundzügen dasselbe geblieben ist, voll schroffer Widersprüche und darum unausgeglichen, „barbarisch", wenn man es mißt an dem bei unseren romanischen Nachbarn herrschenden Ideal harmonischen Gleichgewichts, aber darum auch reich an innerer Bewegung, zukunftsvoll zu neuen Möglichkeiten schreitend, wo andere Völker den Kreis ihrer Kultur bereits scheinen erfüllt zu haben. Dies unser widerspruchsvolles, in ewigem Werden begriffenes Wesen ist freilich kaum auf eine bestimmte Formel zu bringen. Aber die Betrachtung unseres Entwicklungsganges soll uns doch einen klaren Eindruck vom deutschen Wesen empfangen lassen. An Stelle der jedem angeborenen triebhaften Neigung zu unserem Volke tritt so die bewußte Liebe, die auf klarer Erkenntnis seiner Schwächen und seiner Kräfte ruht. Nicht tote Kenntnisse von vielerlei Einzelheiten wollen diese Blätter vermitteln, sondern den Enthusiasmus, dessen Erweckung Goethe als das beste an der Geschichte bezeichnet hat. Dieser Enthusiasmus ist allerdings frei von jeder kritiklosen Bewunderung, von jeder rückwärts gerichteten Verhimmelung unserer selbst; er ist vielmehr die lebendige Kraft, die aus der Kenntnis der Vergangenheit heraus die Zukunft in unserem Sinne gestalten will. Nicht Förderung toten Wissens, nicht Anregung schöner Gefühle, Erweckung zur Tat ist es, was die Geschichte unseres Volkes uns geben soll.

1. Urzeit.

Spät erst sind die Germanen in die Geschichte eingetreten. Als längst den Mittelmeervölkern die Sonne geschichtlichen Lebens aufgegangen war, saßen sie noch im Dämmer der Vorgeschichte.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-11-16 13:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89099973992
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

So haben wir aber auch den unschätzbaren Vorteil, über die Anfänge unserer Kultur weit besser unterrichtet zu sein, als über die der Griechen oder gar der Römer. Caesars genialer Scharfblick erkannte sofort die Besonderheit germanischen Wesens im Unterschied von den Kelten und entwarf davon eine kurze aber treffende Skizze in seinem gallischen Krieg. Tacitus widmete den Germanen ein besonderes Werk, seine berühmte Germania. Freilich sieht Tacitus in den Germanen vor allen ein Vorbild für sein eigenes Volk. Ihm sind sie die edlen Wilden, deren reine Naturhaftigkeit er seinem überkultivierten, moralisch verfaulten Zeitalter als Muster vorhalten will. Wir würden so allein auf Grund der römischen Berichte ein etwas schiefes Bild von unseren Vorfahren erhalten. Um die wirkliche Kulturhöhe der Germanen zu erkennen, müssen wir zu diesen und anderen literarischen Quellen noch die Funde hinzunehmen, die unser Heimatboden bewahrt. Halten wir sie zusammen mit den Ergebnissen der Volkskunde und der vergleichenden Sprachwissenschaft, so können wir uns sehr wohl ein Bild davon machen, wie die germanische Kultur zur Zeit der ersten Zusammenstöße mit den Römern beschaffen war.

Wir haben in den Germanen die Träger der an den Ostseeküsten blühenden Bronzekultur zu sehen. Die Höhe, die die Bearbeitung der Bronze bereits erreicht hatte, läßt es verständlich erscheinen, daß die Germanen noch lange an der Bronze festgehalten haben, als ihre südwestlichen Nachbarn, die Kelten, längst zum Eisen übergegangen waren. Zahlreiche Funde in den Ostseegegenden, in Hannover, Mecklenburg usw. legen Zeugnis ab von der Kunstfertigkeit und dem sicheren Geschmack unserer Vorfahren.

Von den Kernlanden germanischer Kultur, den Nord- und Ostseegebieten, drangen nun die Germanen langsam nach Süden. Schon zu Ende des zweiten Jahrhunderts flutete eine erste Völkerwelle, die Cimbern und Teutonen, über Gallien bis nach Italien hinein. Fünfzig Jahre später wird der Rhein an seinem Unter- wie an seinem Oberlauf überschritten. Die weltgeschichtliche Bedeutung der Germanenkriege Caesars besteht darin, daß er durch seine Siege dieser heranströmenden Völkerflut noch einmal einen Damm gesetzt hat. Ohne ihn hätte die Völkerwanderung wohl schon früher angefangen, freilich wohl auch einen ganz anderen Verlauf genommen, wenn die politisch noch so lose aufgebauten Völkerschaften gegen den festgefügten Bau des kaiserlichen Rom angerannt

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-11-16 13:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89099973992
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wären. Möglicherweise hätten noch viele Stämme das Schicksal der Ubier geteilt, die im römischen Reich Aufnahme fanden und in kurzer Zeit vollkommen verwelschten. Jedenfalls hat die durch Caesar erzwungene Seßhaftigkeit der Germanen viel zur neuen Festigung ihrer Verhältnisse beigetragen. Man hat schon mit Grund vermutet, daß die bekannte Schilderung, die Caesar vom Ackerbau der Germanen entwirft, sich daraus erklärt, daß sie sich eben zur Zeit des Zusammentreffens mit den Römern in einem Übergangszustand befanden, der halb nomadische Verhältnisse im Gefolge hatte. Er berichtet nämlich, daß das Ackerland jährlich neu an die einzelnen Besitzer sei verteilt worden, während Tacitus nur mehr von einer Verteilung in größeren Zeiträumen etwas weiß. Wenn beide Berichte für ihre Zeit richtig waren, was bei der Zuverlässigkeit beider Schriftsteller nicht braucht bezweifelt zu werden, so wäre eben die Verschiedenheit so zu erklären, daß die Germanen infolge des von den Römern auf sie ausgeübten Zwangs wieder seßhafter geworden sind. Privatbesitz gab es nur in beschränktem Umfange. Dieser, die später sogenannte Fahrhabe, bestand aus den zur Haushaltung gehörigen beweglichen Gegenständen, aus dem Vieh und — bezeichnend genug für die Art des Hausbaues — auch aus dem Hause.

Auf wirtschaftlichem, rechtlichem, staatlichem und militärischem Gebiet war die herrschende Macht die Sippe. Noch war der Einzelne weder nach außen noch nach innen stark genug, um für sich allein stehen zu können. Überall umgab ihn schützend aber freilich auch hemmend die Macht der Sippe. Schon die Ansiedlung und Urbarmachung des Bodens war deren gemeinsames Werk, wie das deutlich aus der Form der Ansiedlung hervorgeht; die einzelnen Sippenmitglieder siedelten sich unter einem Oberhaupt, das häufig der Ansiedelung den Namen gab, gemeinsam an, jede Familie auf einer durch einen Erdwall abgeschlossenen Hofstatt, nicht regelmäßig eine Straße entlang oder nach einem bestimmten Grundplan, sondern wie es jedem gerade paßte. Von der Straße führten besondere Zufahrtswege zu jedem einzelnen Haus, wie das noch heute bei den ältesten Dörfern Nordwestdeutschlands der Fall ist. Diese Siedelungsform, das sogenannte Haufendorf, und nicht wie man lange gemeint hat, die der Einzelhöfe, ist die eigentlich germanische und entspricht genau der berühmten Beschreibung des Tacitus. Nur in einem kleinen Teile Deutschlands, in Westfalen, herrschen die Einzelhöfe vor; dort waren sie wohl von den frühe-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-11-16 13:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89099973992
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ren Ansiedlern, den Kelten, übernommen worden. In anderen Teilen, besonders im Gebirge, ist man dann bei der späteren Besiedelung vom Haufendorf ab und zur Einzelhofsiedelung übergegangen.

Auch Grund und Boden war Eigentum der Allgemeinheit. Ausgetan wurde jedoch nicht der gesamte Grund und Boden. Wald und Weide, die Allmende, blieb noch bis in späte Zeit Gemeinbesitz; die ganze Ackerflur aber wurde, um eine möglichst gerechte Verteilung herbeizuführen, in verschieden gute Stücke eingeteilt, die Gewanne; an jedem Gewann hatte nun wieder jeder Familienvater seinen gleich großen Anteil. Diese Gewanneinteilung, die in Süddeutschland noch heute besteht, hat freilich neben dem Vorteil einer sehr gleichmäßigen, gerechten Verteilung den nicht zu leugnenden Nachteil großer Umständlichkeit der Bewirtschaftung. Ihre unmittelbare Folge ist der Flurzwang: es wurde von der Dorfgemeinschaft genau festgestellt, wann mit Aussaat, Ernte usw. begonnen werden sollte. Die Form der Bewirtschaftung war die sogenannte wilde Feldgraswirtschaft; wenn die zunächst bewirtschaftete Ackerflur erschöpft war, so ließ man sie brach liegen und machte ein neues Stück urbar.

Mit seinen Gesippten zusammen zog der Mann in den Kampf, und eine besondere Stärke der germanischen Heere lag darin, daß die nächsten Verwandten auch im Kampfe beisammen standen. Die Sippe schützte aber auch den Einzelnen gegen Gewalttaten der eigenen Volksgenossen, jede Verletzung eines ihrer Mitglieder wurde von ihr gerächt. Wie stark das Gefühl der gemeinsamen Verantwortlichkeit und wie schwach das für die Selbständigkeit des einzelnen entwickelt war, das geht am besten daraus hervor, daß jede Sippe insgesamt für die Taten ihrer Angehörigen verantwortlich war. Ihren schärfsten Ausdruck fand diese Tatsache in der Einrichtung der Blutrache: war ein Sippenmitglied von dem Angehörigen einer fremden Sippe getötet worden, so war es Pflicht der Verwandten, den Tod zu rächen. Dazu war es aber durchaus nicht nötig, den Mörder selbst, es genügte, irgendein Mitglied aus dessen Sippe zu töten, ja man rächte den Totschlag mit Vorliebe an deren stärkstem Mitglied. Auch als mit der Zeit der Brauch aufkam, daß man Streitigkeiten statt durch Fehde durch Verhandlung vor der Volksgemeinde, also auf dem Rechtsweg, erledigte, blieb noch tief ins Mittelalter hinein die hohe rechtliche Bedeutung der Sippe bestehen. Der Prozeß war

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-11-16 13:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89099973992
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ja ursprünglich nichts als ein vor der Volksgemeinde sich abspielender Kampf ums Recht. Die unserem heutigen Rechtsempfinden ganz unverständliche Einrichtung der Eideshelfer ist dafür der beste Beweis. Galt es nämlich im Laufe des Prozesses, etwas zu beweisen oder auch eine Behauptung des Gegners zu widerlegen, so zog man dazu die Eideshelfer heran; das waren keine Zeugen im heutigen Sinne; sie warfen lediglich das Gewicht ihrer Persönlichkeit für ihren Verwandten in die Wagschale der Gerechtigkeit: je mehr Sippenmitglieder also jemand aufzuweisen hatte, um so mehr konnte er auf einen siegreichen Ausgang seines Rechtsstreites hoffen.

Höchst einfach war auch noch die soziale Gliederung des Volkes. Über der Masse der Gemeinfreien erhoben sich nur wenige adelige Geschlechter, die Fürsten. Welchen Umständen sie ihre Vorzugsstellung verdankten, läßt sich nicht mehr feststellen; höchst wahrscheinlich ist es, daß sie schon in ältester Zeit sich von der Menge der Freien abhoben durch größeren Grundbesitz und durch das Recht, ein Gefolge zu halten. Rechtlich standen sie den Gemeinfreien vollkommen gleich. Ihre soziale Vorzugsstellung kam darin zum Ausdruck, daß sie die Leitung der Volksversammlung und damit einen gewissen Einfluß auf den Inhalt der Beratungen hatten. Die Entscheidung stand aber ganz bei der Menge der Gemeinfreien. Die drei Seiten des damaligen staatlichen Lebens waren in der Volksversammlung verkörpert: die militärische, rechtliche und politische. In der Volksversammlung vollzog sich die Wehrbarmachung des jungen Freien, die zugleich seine Mündigkeitserklärung war; hier wurde über Krieg und Frieden entschieden und für den Kriegsfall ein Herzog gewählt; hier wurde von der Gesamtheit der Freien, dem „Umstand", nach altüberlieferten Grundsätzen Recht gesprochen; den Fürsten fiel dabei nur die Rolle des Verhandlungsleiters zu. Zum Zeichen der Zustimmung schlug man an die Schilde, dumpfes Murmeln galt als Ablehnung.

So erscheint der Germane in seinem ganzen Leben nie als Einzelpersönlichkeit, sondern immer als Glied eines Ganzen, der Sippe oder des Stammes, die alle Entscheidungen gemeinsam treffen. Dies ist nicht nur ein Zeichen der Unmündigkeit, sondern muß auch dem Wesen des Deutschen entsprechen, denn diese Neigung zum Zusammenschluß zeigt sich immer wieder etwa in den Zünften

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-11-16 13:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89099973992
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

des Mittelalters oder heute noch in der berüchtigten deutschen Vereinsmeierei.

Unterhalb der Gemeinfreien und im rechtlichen Sinn nicht mehr zu den Volksgenossen gehörig standen die Hörigen und die Schalken. Beider Lage war nicht allzu hart: die Hörigen entstammten den Teilen der früheren Bevölkerung, die sich freiwillig unterworfen hatten, die Schalken hatten ihre Freiheit infolge gewaltsamer Unterwerfung verloren; in beiden Ständen kannte man eine Freilassung durch Wehrhaftmachung. So waren die Germanen weit entfernt von der hochmütigen Nichtachtung der unteren Volksklassen, die bei den Römern zu so harten rechtlichen Folgen geführt hat.

Was wir über die geistige Kultur unserer Vorfahren zur Zeit der ersten Berührung mit den Römern wissen, ist nicht allzuviel. Wie Tacitus uns mitteilt, besaßen sie Lieder auf historische Persönlichkeiten, so wurden solche auf den Befreier Armin noch zur Zeit des Tacitus, also hundert Jahre nach dessen Tod gesungen. Rückschlüsse aus den späteren literarischen Zuständen und der Vergleich mit verwandten Literaturen lehren, daß schon die Germanen dieser Zeit eine reich entwickelte Chorpoesie gehabt haben müssen. Außer historischen Liedern sang man wohl auch einfachste Frühlings- und Liebeslieder in Reigenform, ferner Rätsel- und Spottlieder; auch die Rechtsgrundsätze wurden in poetischen Formeln aufbewahrt. Die äußere Form dieser Poesie war die denkbar einfachste: aus den zwei gegeneinander schreitenden Reihen des Chors ergab sich eine Zweiteilung des einzelnen Verses; in jedem Halbvers wurde zweimal mit dem Fuße aufgestampft, so erhalten wir einen vierhebigen, durch eine in der Mitte liegende Zäsur in zwei Hälften geteilten Vers. Die Anzahl der Senkungen dagegen war nicht festgelegt. Seinen besonderen charakteristischen Schmuck erhielt der germanische Vers durch den Stabreim. Nicht die Versenden wurden nämlich durch Gleichklang aneinandergebunden, sondern eine oder auch beide Hebungen in der ersten und die erste Hebung in der zweiten Vershälfte begannen mit demselben Konsonanten oder beide Male mit einem Vokale. Ein wesentlicher Zug germanischer Kunst offenbart sich bereits in dieser Form: es ist klar, daß diese Kunst mit ihrer starken Betonung einzelner, besonders wichtiger Stellen nach Herausarbeiten des Charakteristischen strebt, nicht aber ihr Ideal in harmonischer Ausbildung aller Einzelteile sucht.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-11-16 13:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89099973992
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Auf dem Gebiete der sittlichen Kultur hat bereits die älteste Zeit den Wert geschaffen, der in mannigfaltiger Wandlung und Vertiefung den Grundstein germanischer Sittlichkeit bilden sollte, die vielberufene Treue. Zunächst wurde sie freilich mehr äußerlich als innerlich gefaßt, ist mehr eine rechtliche Bindung als eine sittliche Pflicht, wenngleich man natürlich auf so einfacher Kulturstufe Recht, Sitte und Sittlichkeit nicht so scharf voneinander trennen kann. Sie erscheint vor allem in der Sippentreue, die den einzelnen verpflichtet, mit seiner ganzen Persönlichkeit für die Sippe und jedes ihrer Mitglieder einzustehen, sodann in der Gefolgschaftstreue, die den Gefolgsmannen, den Degen, an den Fürsten und diesen an den Mann bindet. Freiwillig ordnet sich der freie Mann seinem Herrn unter, ist aber die Unterordnung einmal erfolgt, so bindet sie unbedingt; durch Recht und Unrecht hat der einzelne seinem Fürsten zu folgen, die größte Schande aber ist es für ihn, seinen Herrn im Kampfe zu überleben.

Neben dieser unbedingten Unterordnung bleibt aber die von Tacitus mit Recht betonte trotzige Selbständigkeit des Einzelnen bestehen. In der Vereinigung solch gegensätzlicher Charakterzüge haben wir gerade eine Besonderheit germanischen Wesens zu erblicken, auf solchen Gegensätzen beruht der eigenartige innere Reichtum, die Entwicklungsfähigkeit unseres Volkes. Hat man im vorigen Jahrhundert unter der Herrschaft liberaler Ideen mehr den Hang zur Unabhängigkeit des Einzelnen hervorgehoben, so ist in unserem Jahrhundert mit seiner vielberufenen Organisation der Gedanke freiwilliger Einordnung ins große Ganze wieder zu seinem Recht gekommen.

Was wir sonst über die geistige Kultur der Germanen wissen, beschränkt sich beinahe ganz auf die durch die Römer uns vermittelten Nachrichten über die germanische Religion. Wir finden hier vieles, was den Germanen mit anderen Völkern gemeinsam war, die Grundtatsachen des religiösen Erlebens: Seelenglauben, Ahnenkult und die Verehrung der geheimnisvollen Macht der Natur im Waldweben und Windesrauschen, im Blitz und Donner, im Feuer und Wasser. Als typisch germanisch bleibt aber zweierlei, einmal die innige Beziehung zur Natur, wie sie besonders in der gemütvollen Belebung derselben mit allerlei Geisteswesen, wie Zwergen, Elben und Nixen sich zeigt, die wie das Element, in dem sie wohnen, dem Menschen bald freundlich, bald feindlich sich erweisen; und sodann auch hier wieder der Zug zum Gewaltigen,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-11-16 13:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89099973992
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ſtark Betonten; eine gewaltige Phantaſie, aber keine künſtleriſche Verarbeitung der Eindrücke, viel Stimmung, aber wenig Form. Welch mächtige Auffaſſung ſpricht z. B. aus der Wodansgeſtalt, deren Mantel der blaue Himmel und deren einziges Auge die Sonne iſt. Nichts in der griechiſchen Mythologie iſt dem zu vergleichen, aber ebenſo klar iſt es, daß die eigenartige Größe dieſes Eindrucks ſich jeder bildlichen Darſtellung entzieht. Man möchte die nordiſche Mythologie in dieſer Beziehung mit der nordiſchen Natur vergleichen; beide ſind gewaltig und ſtimmungsvoll, aber beiden fehlt auch die Klarheit und die abgeſchloſſene Form ſüdlicher Landſchaften.

Leider ſind die Nachrichten der Römer über die germaniſche Religion nicht ſo ausführlich, daß wir uns allein mit ihrer Hilfe ein ausreichendes Bild von ihr machen könnten. Man hat deshalb vielfach die nordgermaniſche Mythologie, wie ſie in der Edda überliefert iſt, ergänzend mit herangezogen. Aber das iſt nicht ohne weiteres möglich. Einmal ſteht dem der große zeitliche und räumliche Abſtand entgegen: was für die Nordgermanen des 11. und 12. Jahrhunderts galt, das braucht nicht auch für die Weſtgermanen des 1. und 2. Jahrhunderts zu gelten. Und dann kommt noch hinzu, daß die Edda bereits ſehr ſtarke chriſtliche Einflüſſe aufweiſt; ja gerade die Vorſtellung von der Götterdämmerung und von dem Entſtehen einer neuen Erde und eines neuen Himmels nach dem Untergang der alten, ſchuldbefleckten Welt, in der man früher einen beſonderen Beweis für die Tiefe germaniſchen Glaubens hat erblicken wollen, iſt mit ziemlicher Sicherheit auf ſolche Einflüſſe, im beſonderen den der Offenbarung Johannes', zurückzuführen.

Der Einfluß, den die Römer auf die Germanen ausübten, erſtreckte ſich zunächſt ausſchließlich auf die äußere Kultur. Nachdem durch Armin die alten Kernlande zwiſchen Rhein und Weſer, deren Unterwerfung Auguſtus angeſtrebt hatte, wieder befreit worden waren, und anderſeits Süddeutſchland durch den von der Donau zum Rhein gehenden Limes vor germaniſchen Einfällen geſchützt war, entwickelte ſich mit der Zeit ein geregelter Verkehr zwiſchen dem Römerreich und dem freien Germanien. Noch heute beſitzen wir in einer Reihe von Lehnworten die deutlichen Spuren dieſes Einfluſſes. Alle die Worte nämlich, die die ins 6. Jahrhundert fallende zweite Lautverſchiebung mitgemacht haben, müſſen ſelbſtverſtändlich vor dieſer Zeit, alſo eben während der erſten

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-11-16 13:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89099973992
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

friedlichen Beziehungen zu den Römern, in unsere Sprache übergegangen sein. Bekanntlich sind dies aber fast ausschließlich Worte, die wie Mauer, Ziegel, Fenster, Kalk, Mörtel usw. auf Verbesserungen im Hausbau, oder wie Pflaume, Pfirsich, Kirsche, Wein auf die Einführung feinerer Obstsorten hindeuten. Weniger stark als man früher wohl angenommen hat, war der Waffenhandel; wie die Funde uns gelehrt haben, stand die Herstellung von Waffen bei den Germanen bereits auf bedeutender Höhe, so daß sie hier nicht allzusehr auf die Einfuhr angewiesen waren. Die Ausfuhr bestand hauptsächlich in allerlei Luxuswaren, die dem verwöhnten Geschmack der Römer etwas Neues waren. So kann man wohl behaupten, daß die Germanen in diesem Zeitraume nur äußere Zutaten der Kultur von den Römern übernommen haben; ihr Wesen erhielt sich noch vollkommen unverändert.

Inniger als zu dem freien Germanien waren natürlich die Beziehungen der römischen Kultur zu den unterworfenen Teilen Deutschlands. Besonders in dem durch den Limes abgeschnittenen Winkel zwischen Rhein und Donau, dem sogenannten Zehntland, entwickelte sich eine Mischkultur, deren Spuren wir noch in zahlreichen Ausgrabungen verfolgen können.

2. Die Völkerwanderung.

Auf die erste Periode rein äußerlicher Beeinflussung folgte nun eine solche inniger gegenseitiger Durchdringung römischen und germanischen Wesens. Die dazu nötige Vermischung germanischer und römischer Elemente ward herbeigeführt durch die Völkerwanderung. Seit dem Ende des zweiten Jahrhunderts begann ein neuer Ansturm der germanischen Stämme gegen die römischen Grenzen. Die Ursachen dafür waren einerseits die durch die oberflächliche Bewirtschaftung und das Anwachsen der Bevölkerung herbeigeführte Landnot, anderseits die Anziehungskraft, die die höhere römische Kultur auf die Deutschen ausübte. Mehr und mehr Germanen siedelten sich auf römischem Boden an; in völlig friedlicher Weise vollzog sich so die Germanisierung zunächst des Heeres, dann allmählich auch breiter Schichten der Zivilbevölkerung. Germanen waren es, die die Grenzen des Römerreiches gegen ihre Volksgenossen schützten, Germanen besetzten die höchsten

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-11-16 13:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89099973992
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Stellen in Heer und Staat, ja saßen mehr als einmal auf dem Kaiserthron. Durch den starken Rückgang der Bevölkerung wurde die Aufnahme immer neuer Germanen für die Römer geradezu zu einer staatlichen Notwendigkeit. So war schon ein breiter Strom germanischen Blutes in das römische Reich eingeflossen, als vom Ende des vierten Jahrhunderts ab die eigentliche Hochflut der Völkerwanderung heranbrauste und jetzt auch die Mittelmeerländer selbst in Besitz nahm. Zunächst schien das Germanentum damit einen gewaltigen Machtzuwachs erreicht zu haben. Gallien befand sich in der Hand der Franken und Burgunder, Spanien in der der Westgoten, in Italien saßen die Ostgoten, in Afrika die Vandalen, in Britannien die Angelsachsen und im Zehntland die Allemannen, kurz das ganze weströmische Reich war unter die Germanen aufgeteilt. Aber es war nur natürlich, daß die Einwirkung um so schwächer werden mußte, je größer das Gebiet war, auf das sie sich erstreckte.

Der Zusammenstoß zwischen der antiken Kulturfäulnis und der ungebändigten Jugendkraft der Germanenstämme führte zunächst nicht etwa zu einer Gesundung der kulturellen Zustände, sondern im Gegenteil zu noch tieferem Verfall, indem jetzt zu der Überfeinerung der Antike noch die ungebändigte Genußfähigkeit eines jugendfrischen Volkes hinzutrat. Viel wichtiger war zunächst umgekehrt der Einfluß der antiken Kultur auf die Germanen. Von bleibender Bedeutung war es, daß die Germanen auf dem Boden des römischen Reiches in dauernde Verbindung traten mit dem Gedanken der Kultureinheit der gesamten Menschheit, wie sie für die Zeitgenossen im römischen Kaiserreich verwirklicht war und wie sie von einem ganz anderen Ausgangspunkt das in der allgemeinen Kirche organisierte Christentum anstrebte. Reich und Kirche waren durch Konstantin den Großen zu einer Freiheit verbunden worden.

In dieser Verbindung lernten die germanischen Völker die beiden großen Ideen kennen und in dieser Verbindung haben sie sich in ihrem Bewußtsein erhalten, mehr denn ein Jahrtausend hindurch. Bis zum Jahre 1806 legte der Name des heiligen römischen Reiches Zeugnis ab davon, daß für die Deutschen das Römerreich in der Idee noch erhalten und mit dem Begriff der Christenheit verbunden geblieben ist.

Fragen wir nach den bleibenden Ergebnissen all der ungeheuren Ereignisse, die wir unter dem Namen der Völkerwanderung zu-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-11-16 13:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89099973992
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sammenfassen, so erscheint es freilich, als ob der Schaden dabei überwiege. Wertvolle deutsche Stämme sind bis auf geringe Reste verschwunden. Gerade die Reiche der besonders begabten Ostgermanen, die am frühesten ihren Anschluß an die antike Kultur vollzogen und bereits ein Werk von so überragender Bedeutung wie die Bibelübersetzung des Westgoten Wulfila hervorgebracht hatten, sind einem frühen Untergang verfallen. Das Ostgotenreich hatte zuerst verheißungsvolle Ansätze gezeigt. Theoderich hatte, wie die Reste seines Palastes und vor allem sein mächtiges Grabmal in Ravenna beweisen, ein hohes Verständnis für die Baukunst. Ja wir wissen, daß er durch den Senator Cassiodor viel getan hat für die Erhaltung alter wertvoller Baudenkmale, zu einer Zeit, da das verkommene Römertum selbst nicht mehr genügendes Interesse für diese Zeugen seiner großen Vergangenheit aufzubringen vermochte. Bewußt ging er aus auf eine Verschmelzung germanischer und antiker Kultur in einer Weise, wie sie bei keinem seiner Zeitgenossen, sondern erst bei Karl dem Großen sich wieder findet. Aber all das ging in Kürze wieder zu Grunde. Ostgoten, Vandalen, später auch Westgoten, verlieren ihre politische Selbständigkeit und gehen in der romanischen Bevölkerung auf. Die vorübergehende Ausdehnung des germanischen Sprachgebiets nach Süden und Westen ist durch eine dauernde Einbuße im Osten erkauft, wo jetzt die Elbe und Saale die Grenze gegen die Slawen bezeichnet. Zugleich hat das Eindringen der Germanen den schon vorhandenen Niedergang der antiken Kultur auf allen Gebieten beschleunigt. Anderseits wurde gerade dadurch all diesen Teilen des römischen Reiches frisches Blut zugeführt und so falsch es ist, alle bedeutenden Leistungen der Folgezeit immer nur auf Germanen zurückzuführen, so richtig ist es, in der Mischung germanischen und romanischen Wesens den fruchtbringenden Grund des Mittelalters zu sehen. Aber es wäre viel zu wenig, wollte man in den untergegangenen deutschen Stämmen nur Kulturdünger sehen, der dazu diente, dem unfruchtbar gewordenen Boden der Mittelmeerländer neue Kräfte zuzuführen. Die Bedeutung der Völkerwanderung ist eine höhere. Das Erlebnis der gewaltigen Völkerschicksale hat sich den germanischen Stämmen tief eingeprägt und aus diesen Eindrücken ist eine Literatur hervorgewachsen, von der freilich nur ein einziges Erzeugnis, das Hildebrandlied, uns geblieben ist. Darüber hinaus aber ist unserem Volk aus den tragischen Geschehen ein Hort dichte-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-11-16 13:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89099973992
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

rischer Anregung erwachsen, den immer wieder unsere größten Meister in das blanke Gold ihrer Werke ausgemünzt haben, bis herab zu Hebbel und Richard Wagner.

Zum erstenmal tritt uns in der Gestalt des Recken, des verbannten Helden, der sich auf eigene Faust durchs Leben schlägt, ein literarisches Ideal unseres Volkes entgegen. Mit Trotz, ja mit grimmigem Humor trägt er sein schweres Schicksal und fordert es durch ein bis zum Übermut gesteigertes Kraftgefühl gar noch heraus. Der Hagen aus dem zweiten Teil des Nibelungenliedes ist wohl die gewaltigste Schöpfung dieser Zeit. Auch der ritterliche Dichter einer viel milderen Spätzeit hat es nicht gewagt, das gediegene Erz dieses herbsten aller Charaktere der deutschen Dichtung zu versetzen und umzuschmelzen, wie etwa im ersten Teil desselben Nibelungenliedes den Siegfried, der sich teilweise eine Übermalung in das moderne Ideal des minnglichen Ritters gefallen lassen mußte. Den echten Siegfried, wie er vermutlich in dem alten Liede bestanden hat, den lernen wir — ein wunderbarer Zug — noch kurz vor seinem tragischen Ende kennen. Das ist der Siegfried, der einen Bären lebendig fängt und ihn dann wieder unter die Jagdgesellschaft losläßt.

Neben die wilden Helden des Nibelungenkreises trat die in vielem andersartige Gestalt des Dietrich von Bern. Auch er wird — gegen die geschichtliche Wahrheit — aufgefaßt als ein Recke, als ein von seinem bösen Oheim aus Reich und Land Vertriebener, der mit Hilfe seiner treuen Gesellen sich seine Herrschaft wieder zurückgewinnt. Aber eine schwache Ahnung von der überragenden Bedeutung des Ostgotenkönigs spricht doch noch aus der Stellung, die er in dem Sagenkreise einnimmt, insbesondere daraus, daß er vielfach mit milderen, menschlicheren Zügen ausgestattet wurde.

Das folgenschwerste Ereignis der Zeit aber war die Begründung eines katholischen Frankenreichs auf römischem Boden durch den Merowinger Chlodovech. Hier lagen die Verhältnisse in jeder Beziehung anders als bei den ostgermanischen Stämmen. Die Franken traten sofort zum Katholizismus über, so daß zwischen ihnen und den Romanen kein religiöser Gegensatz bestand, sie beschränkten sich im wesentlichen auf die Ansiedlung nördlich der Loire, hier aber saßen sie geschlossen und hielten den Zusammenhang mit ihren alten Stammsitzen aufrecht. So war es ihnen denn vergönnt, ein Reich aufzurichten, das genug römisches

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-11-16 13:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89099973992
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gebiet umfaßte, um einen bedeutenden Teil der antiken Kultur in sich aufzunehmen und das doch infolge des Zusammenhangs mit der alten Heimat seinen germanischen Grundcharakter nicht verlor. Nachdem dann im Laufe von drei Jahrhunderten sämtliche Westgermanen des Festlandes waren vereinigt worden, war ein Gebilde entstanden, das einigermaßen als Ersatz der im römischen Reich vorhandenen Kultureinheit der gesamten alten Welt gelten konnte. Sein Schwerpunkt aber lag jetzt nicht mehr in den Mittelmeerländern, sondern in den deutschen Gebieten rechts und links des Rheins: die Kultur hatte auf ihrem Jahrtausende langen Weg vom Südosten nach dem Nordwesten einen neuen Schritt vorwärts getan. Das tätige Eingreifen der Germanen in die Weltgeschichte, das ist das große Ergebnis der Völkerwanderung.

3. Die Germanen und das Christentum.

Es ist bereits davon die Rede gewesen, daß die Westgoten durch Vermittelung ihres Stammesgenossen Wulfila als erste das Christentum angenommen haben, und zwar in der arianischen Ausprägung. Aber die ganze Geschichte der arianischen Germanen ist nur eine Episode innerhalb der Kirchengeschichte. Als einziges Denkmal arianisch-germanischen Christentums ist uns die gewaltige Leistung der Bibelübersetzung des Wulfila geblieben sowie ein paar gotische Auslegungen dazu.

Zukunftsreiche Beziehungen entstanden erst dadurch, daß die Franken als erstes germanisches Volk zum Katholizismus übertraten. So ist der Frankenkönig der älteste Sohn der Kirche innerhalb der germanischen Völkerfamilien geworden, und bis zur französischen Revolution hat darum der König von Frankreich den Titel des Allerchristlichsten geführt.

Was war nun die christliche Kirche in dem Augenblick, als die Germanen in sie eintraten? Es wurde bereits angedeutet: in ihr lebte der im römischen Reich annähernd verwirklichte Gedanke einer Organisation der gesamten Kulturmenschheit weiter. Es kann hier nicht ausgeführt werden, wie durch das Wirken der großen Päpste, insbesondere eines Leo I. und Gregor des Großen, der geistige Schwerpunkt der Christenheit von Osten wieder nach Rom zurückverlegt wurde. Genug, als die Franken die abendländische Kirche kennen lernten, war sie bereits eine festgefügte

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-11-16 13:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89099973992
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Organisation, an deren Spitze der Bischof von Rom, der Papst, stand. Alle im eigentlichen Sinn katholischen Züge ihres Wesens waren bereits ausgebildet, weit hatte sie sich schon von der ursprünglichen, losen Verfassung des Urchristentums entfernt. Das Wichtigste war, daß die Trennung der Gläubigen in Priester und Laien sich vollzogen hatte. Die „Gemeinde der Heiligen" bestand nicht mehr, sie zerfiel in die Priester, die allein die Macht hatten, die Gnadenmittel zu verwalten, zu taufen, zu trauen, das Abendmahl zu spenden und die Sünden zu vergeben; und denen allein, soweit es überhaupt ausgeübt wurde, das Recht zur Predigt zustand — und anderseits in die Laien, die aus eigener Kraft nicht den Zugang zu Gott finden konnten. Zugleich aber war die äußere Verfassung der Kirche ausgebaut. Eine strenge Hierarchie hatte sich ausgebildet, die die Neigung hatte, zu einer absoluten Monarchie sich auszuwachsen. Als Verwalterin der göttlichen Gnade beherrschte die Kirche mittels dieser Organisation die Welt. Der Kirchenvater Augustin war es, der mit einem geschichtlichen Blick, wie ihn eben erst das Christentum ermöglichte, die ganze vergangene und zukünftige Geschichte der Menschheit unter einem ideengeschichtlichen Gesichtspunkt betrachtete: die Geschichte ist für ihn die Verwirklichung des Gottesstaates. Und dieser Gottesstatt auf Erden ist nichts anderes als die Kirche. So war der Kirche gerade in den Tagen, als das alte römische Reich zusammenbrach, ihre gewaltige weltgeschichtliche Bahn gewiesen worden: Augustin starb als Bischof von Hippo Regius, gerade während der Belagerung dieser Stadt durch die Vandalen.

Aber wollte die Kirche die Welt beherrschen, so mußte sie auf die Welt eingehen. Den urchristlichen Gemeinden allerdings war dieser Wunsch der Weltbeherrschung vollkommen fremd gewesen. „Habt nicht lieb die Welt, noch was von der Welt ist", dieser Spruch bezeichnet mit vollkommener Deutlichkeit die urchristliche Auffassung: die Weltflucht war ihr die einzig mögliche Stellung zur Welt. Sobald aber die überwiegende Mehrheit und bald alle Angehörigen des römischen Reiches Christen waren, mußte das Christentum sich irgendwie mit der Welt abfinden. Da aber eine bejahende Stellung zur Welt noch nicht möglich war — zu tief saß als Rückwirkung gegen die antike Überkultur die asketische Verurteilung alles Sinnlichen — so ergriff man den Ausweg, daß man der großen Menge das Leben in der Welt wohl oder übel gestattete, die alte ideale Forderung aber, für eine kleine Schar

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-11-16 13:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89099973992
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aufrecht erhielt, auch hier also die Gemeinde in Priester und Laien schied.

Macht man sich diesen doppelten Charakter der christlichen Kirche klar, einerseits das Streben nach Weltflucht in der Askese und anderseits das nach Weltbeherrschung durch die hierarchische Organisation, so ergibt sich, daß das Christentum dem germanischen Wesen ganz und gar entgegengesetzt war und daß von der vielbehaupteten Wesensverwandtschaft zwischen Christentum und Germanentum zunächst keine Rede sein konnte. Wie hätte auch die frische Jugendkraft und gesunde Sinnlichkeit der Germanen die der Askese zu Grunde liegende Kulturverneinung verstehen können! Wie hätte ein Volk, das Heldenkraft und trotzige Selbstbehauptung am höchsten stellte, eine Religion in ihrem inneren Wesen erfassen sollen, die auf Demut und Aufgeben des eigenen Selbst eingestellt war.

So kam zunächst eine rein äußerliche Aneignung des Christentums zustande. Chlodovech selbst sah in Christus nur einen Gott, der stärker war als die alten Heidengötter, mit dem zu gehen also ein Gebot der Klugheit war. Für sein Gefolge war es eine selbstverständliche Folge der dem Herrn geschuldeten Treue, daß es auch in dieser Beziehung wie in jeder anderen das Schicksal seines Herrn teilte. Von einer Einwirkung der neuen Religion auf die Lebensführung der Franken ist einstweilen gar keine Rede.

Viel stärker war zunächst umgekehrt die Einwirkung des Germanentums auf die christliche Religion. Die kluge Nachgiebigkeit der Kirche gegen viele altheidnische Gebräuche förderte diesen Vorgang noch bedeutend. Wohl schien es, als hätten die alten Heidengötter samt und sonders dem Gekreuzigten weichen müssen. Aber zu stark war das ganze Leben von heidnischen Bräuchen durchsetzt, zu fest waren die einheimischen Götter mit bestimmten Bergen, Quellen und Bäumen verwachsen, als daß ihr Andenken sofort hätte verlöschen können. So begnügte sich die Kirche zunächst mit einer äußerlichen Anpassung der heidnischen Bräuche an den christlichen Gedankenkreis: am bekanntesten ist es, daß die Kirche ihre Festzeiten mit denen der Germanen zusammenfallen ließ. So trat die Weihnachtszeit an die Stelle der heidnischen Julzeit, die beiden Johannistage im besonderen fielen auf die Winter- und Sommersonnenwende, Ostern vertrat das alte Frühlingsfest, Pfingsten das Maifest und der Martinstag das

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-11-16 13:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89099973992
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

alte Herbst- und Erntefest. An Stelle der heidnischen traten christliche Bittprozessionen, alte Götterberge, auf denen das Volk zusammenzukommen pflegte, wurden mit einer christlichen Kapelle versehen und die alte Anziehungskraft des Ortes kam nun den neuen Heiligen zugute. Bestimmte Heilige traten an die Stelle der einzelnen Götter und wurden mit ihren Sinnbildern und Eigenschaften ausgestattet. Auf Petrus gingen manche Eigenschaften Donars über, ja die ganze gemüt- und humorvolle Weise, wie man sich Christus mit seinen Jüngern auf Erden wandelnd dachte, ganz nach Art der alten Heidengötter, Donars oder des Wanderers Wodan, ist echt germanisch. Freilich haben wir, von dem später zu besprechenden Heliand abgesehen, keine unmittelbaren Beispiele dafür. Aber die ganze Auffassung ist tief im deutschen Wesen begründet und spricht sich in der Kunst und Literatur unseres Volkes immer wieder aus, so in den verschiedenen Märchen, in denen der Heiland und Petrus auftreten, wobei der letztere so gern eine komische Rolle spielt, so in Hans Sachsens Schwänken und ebenso in Goethes Legende vom Hufeisen, aber auch in den naiven Darstellungen unserer altdeutschen Meister, die den Heiland im deutschen Bürgerhaus oder Maria an der Nürnberger Stadtmauer zeigen. Immer ist es eine ganz eigenartige, nur bei uns Deutschen so wiederkehrende Mischung von Ehrfurcht und Zutraulichkeit, von innerer Ergriffenheit und freiem Humor, was hier zum Ausdruck kommt.

So lebte das Volk sich in den neuen Glauben langsam ein, hielt aber unter der Decke christlicher Ausdrucksweise noch lange an altheidnischen Vorstellungen fest, ja im bäuerlichen Aberglauben haben sich diese Dinge in Überresten bis heute erhalten. Aber nicht nur eine germanisch-christliche Mythologie hat sich auf diese Weise entwickelt. Die ganze primitive, am Sinnlichen hängende Denk- und Empfindungsweise der Germanen hat stark auf das Christentum eingewirkt. So erklärt sich die phantasievolle, vielfach auch groteske Ausarbeitung der Vorstellungen von Himmel und Hölle — das Wort Hölle selbst geht ja zurück auf die germanische Todesgöttin Hel, die Verborgene — so auch der hohe Wert, den man auf den Besitz von körperlichen Überresten der Heiligen und die Anwesenheit dieser Reliquien bei feierlichen Handlungen, insbesondere bei Schwüren, legte — unsere Redensart „Stein und Bein schwören" bezieht sich auf den Schwur auf die Reliquien. So ferner das Eindringen der altheidnischen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-11-16 13:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89099973992
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gottesurteile, der Wasser- und Feuerprobe, die denn auch vielfach von der Kirche bekämpft wurden. Ebenso sind altheidnisch die Vorstellungen von Hexen, von Menschen, die durch allerhand Zauber übermenschliche Kräfte sich verschaffen können, die sie meist zum Schaden ihrer Mitmenschen verwenden, und der Glaube, daß man sich dagegen, wie gegen allerhand anderen Schaden durch Zaubersprüche, durch Besprechen schützen könne. In den Merseburger Zaubersprüchen haben wir zwei noch ganz heidnische Beispiele dieser Gattung.

Später traten dann auch in den Zaubersprüchen Christus, Maria, der heilige Martin usw. an die Stelle der heidnischen Götter, die Vorstellung blieb aber die alte: durch Anrufen des Gottesnamens gewinnt der Mensch eine magische Gewalt über den Gott und zwingt diesen, ihm zu helfen. In halb scherzhafter Form hat sich ein letzter Nachklang dieser Zaubersprüche in den Heilesegensprüchen erhalten, mit denen wir unsere Kinder trösten. Selbst die Auffassung des Bußbegriffes hat eine Veräußerlichung erfahren unter dem Einfluß der germanischen Rechtsauffassung, für welche Buße eben Ersatz bedeutete, Geldzahlung als Sühne für den Totschlag; und so trat auf religiösem Gebiet eine gute Handlung für eine böse, ein Vermächtnis an die Kirche als Ausgleich für die im Lauf des Lebens begangenen Sünden. Erst Luther hat den Bußbegriff wieder verinnerlicht und damit in seinem ursprünglichen Sinn wieder hergestellt, als eine Sinnesänderung, nicht als einen äußeren Ersatz. —

Trotz der zunächst vorhandenen Verschiedenheit zwischen deutschem und christlichem Geiste wurde im allgemeinen das Christentum leicht und ohne große Kämpfe von den deutschen Stämmen übernommen; das darf man wohl auf die besonderen politischen Umstände zurückführen, namentlich aber darauf, daß durch die Wanderung der Zusammenhang in den alten Kultstätten und damit auch mit den an sie gebundenen Göttern vielfach gelockert wurde. Die Völker, die in ihren alten Sitzen verharrten, die Sachsen und Friesen, haben dem Christentum den stärksten Widerstand entgegengesetzt.

Die Bekehrung der rechtsrheinischen Stämme vollzog sich in drei Abschnitten. Nachdem die Völkerwanderung mit der Römerherrschaft auch die kirchliche Verfassung und das Christentum am Rhein und Donau hinweggefegt hatte, erfolgte eine erste, noch ganz unsystematische Missionsarbeit durch die irischen Mönche.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-11-16 13:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89099973992
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Auf diese Weise kam es zwar zur Gründung von Gemeinden und Klöstern, die Mittelpunkte der Kultur werden sollten; noch aber fehlte jede Verbindung dieser zerstreuten Gemeinden unter sich.

Diese erfolgte im zweiten Abschnitt der Missionierung durch den Angelsachsen Wynfrid oder wie er sich lateinisch nannte Bonifatius. Er hat erkannt, daß das Christentum in Deutschland nur dann eine Zukunft hatte, wenn es unter sich fest geschlossen und an die große römische Kirche angegliedert war. Eine mächtige Persönlichkeit, von gewaltiger Tat- und Arbeitskraft, ein glühender Eiferer für seinen Glauben, aber auch manchmal engherzig und rücksichtslos, wo er durch einen Gegner das religiöse Interesse gefährdet glaubte, so hat der Apostel der Deutschen die dauernden Grundlagen geschaffen für die Christianisierung Deutschlands und sein großes Werk schließlich, was doch das Höchste ist, durch Hingabe seines Lebens gekrönt: als Greis wurde er bei einer Missionsreise unter den Friesen, denen schon seine Jugendarbeit gegolten hatte, erschlagen.

Man hat es vom deutschnationalen Standpunkt aus schon bedauert, daß durch Bonifatius und weiterhin durch Karl den Großen die deutsche Kirche zu einem Teil der römischen gemacht worden ist und hat etwa behaupten wollen, daß eine in sich geschlossene, von Rom unabhängige deutsche Kirche unserem eigenen Wesen besser entsprochen und uns vielleicht sogar die Glaubenspaltung in der Reformationszeit erspart hätte. Aber abgesehen davon, daß solche „Wenn" und „Aber" nirgends unfruchtbarer sind als in der Geschichte, so zeigt uns das Beispiel der von dem großen Ganzen durch äußere Ereignisse abgetrennten östlichen Kirchen, wie der armenischen, deutlich genug, daß diese Vereinzelung zur Verkümmerung hätte führen müssen. Nur im Anschluß an den großen Kulturkreis des Mittelmeers, im Anschluß an die römische Kirche, vermochte Deutschland die Kulturkräfte in sich zu entwickeln, die es später befähigen sollten, auch auf religiösem Gebiet eine führende Rolle zu spielen.

Erst recht müssen wir es aber ablehnen, die Frage zu erörtern, wie denn unser Volk sich entwickelt haben würde, wenn nicht durch das Christentum ein Bruch in seiner ganzen Entwicklung herbeigeführt worden wäre. Soviel steht für uns jedenfalls fest, daß nur durch das Christentum der germanische Charakter die für seine Weiterenwicklung notwendige Vielseitigkeit erhalten

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-11-16 13:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89099973992
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

konnte, ja, daß gerade die vielgerühmte Innigkeit und Tiefe des deutschen Gemüts die Aufnahme des Christentums zur Voraussetzung hat. So hat zum Beispiel erst unter der Einwirkung des Christentums der germanische Treubegriff die für seine Weiterentwicklung notwendige Vielseitigkeit erhalten. Ebenso wird im folgenden noch zu zeigen sein, wie erst durch das Christentum der Gegensatz zwischen Sinnlichkeit und Sittlichkeit hereingebracht wurde, der bei all unseren Großen zu so schweren Kämpfen geführt hat, der aber auch für die weitere Entwicklung unbedingt notwendig war. Nur aus diesem Gegensatz konnte die germanische Religiosität sich zu ihrer ganzen Größe emporarbeiten, wie sie uns in den Gestalten eines Otloh, Meister Ekkehart und Luther entgegentritt.[1])

4. Die Karolingerzeit.

Ermöglicht aber wurde all das erst durch das eigenartige Verhältnis zwischen Kirche und Staat, zwischen römischem Papst und fränkischem König, wie es seit der Thronbesteigung Pippins bestand. Der Papst bestätigte Pippin auf dessen Anfrage sein Recht auf den Thron und umgab so das neue karolingische Königtum mit dem schützenden Schein einer gottgewollten Ordnung, Pippin seinerseits lieh dem Papst seine Hilfe gegen die ihn bedrängenden Longobarden. Den vollkommensten Ausdruck aber fand die innere Gemeinsamkeit von Kirche und Staat in Karl dem Großen. Es ist bezeichnend genug, daß Karl, wie wir durch seinen Biographen Einhard wissen, sich häufig Augustins Buch vom Gottesstaat vorlesen ließ: die Verwirklichung des Gottesstaates betrachtete er als die große Aufgabe seiner Regierung. Das Haupt des Gottesreiches war aber nicht der Papst, sondern der Kaiser. Ihm fiel neben den weltlichen Regierungsgeschäften auch die Sorge für das religiöse Leben seiner Untertanen zu.

Seine Sachsenkriege galten nicht bloß der äußeren Machterweiterung seines Reiches, sondern auch der Christianisierung, religiöse Beweggründe waren dabei mindestens eben so wichtig wie politische. Ganz besonders aber lag ihm die religiöse Erziehung seines Volkes am Herzen. Seine umfassende, von keinem Herrscher des Mittelalters wieder erreichte gesetzgeberische Tätig-

[1]) s. Volksbücher, Bd. 3.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-11-16 13:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89099973992
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

keit stand vielfach im Dienste dieser Idee. Jeder Laie sollte wenigstens das Vaterunser und das Glaubensbekenntnis in deutscher Sprache auswendig können. Deutsche Übersetzungen der Evangelien und die bald aufblühende geistliche Dichtung in deutscher Sprache sind die unmittelbare Folge der von Karl gegebenen Anregung. Von größter Wichtigkeit aber war zunächst die Sorge für einen geistlichen Lehrerstand. So begründete er denn mit Hilfe des Angelsachsen Alkwin und anderer Gelehrter, unter denen sich auch viele Iren befanden, die Palastschule am kaiserlichen Hofe, die Klosterschule in Tours u. a. Ja, seinem weitausschauenden Geiste schwebte bereits ein Ideal vor, das erst in neuester Zeit verwirklicht worden ist, der Unterricht aller Laien wenigstens in den Grundlagen des Wissens, im Lesen und Schreiben.

Als ein Mittel formaler Bildung im Dienste der Idee der christlichen Erziehung seines Volkes betrachtet Karl in Übereinstimmung mit den von ihm berufenen Gelehrten auch die Antike. Wohl ist alles, was uns aus den Dichtungen dieser Zeit erhalten geblieben ist, lateinisch, wobei Vergil vor allem als Muster vorgeschwebt hat; wohl hat man ganze Verse in so umfangreichem Maße aus ihm und anderen Dichtern herübergenommen, daß manche Gedichte nichts weiter sind als ein Mosaik aus klassischen Versen; wohl verwendet man in ausgiebigster Weise die antiken Götternamen, aber das Ganze ist doch nur ein fremdes Prunkgewand, dessen Kostbarkeit das asketische Wesen des Christentums nicht verbergen kann. Nirgends wird die Antike um ihrer selbst willen studiert, stets sind die Alten entweder Muster des vollkommenen Stils oder aber Lehrmeister in allerlei mathematischen, astronomischen und anderen Kenntnissen. Die am tiefsten Denkenden fanden wohl auch in der damals so beliebten symbolischen Betrachtung der antiken Dichter Anregung, aber nirgends finden wir, daß man wie in der Zeit der eigentlichen und mit Recht so genannten Renaissance die Antike als eine Erhöhung des eigenen Daseins, als einen Ersatz für ungenügend gewordene Werte ansah. Der christliche Grundcharakter der karolingischen Kultur blieb trotz der Aufnahme antiker Elemente durchaus gewahrt, ja es war der Zeit noch nicht einmal eine Ahnung von der inneren Gegensätzlichkeit beider Werte aufgegangen. Betrachten wir unter diesem Gesichtspunkt die karolingische Hofdichtung, so entdecken wir bald den christlichen Gehalt in der klassischen Form.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-11-16 13:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89099973992
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Als ein Beispiel möge hier ein Alkwin zugeschriebenes Gedicht in freier Übersetzung folgen:

Du meine Zelle, liebe Wohnung mir,
Auf ewig sage Lebewohl ich dir.
Es rauscht um dich ein Baum mit seinen Zweigen
Ein blütenreicher Hain muß sich dir neigen.
Und auf den Wiesen blüht heilkräftig Kraut,
Woraus der Arzt den Trank zur Heilung braut.
Rings schließt dich ein blühnden Ufers Rand,
Wo froh der Fischer seine Netze spannt.
Dir duften Äpfel zu von jedem Baum,
Rosen und Lilien in des Gartens Raum.
Ein Morgenlied erhebt der Vögel Schar
Und bringt dem Schöpfer froh ein Loblied dar.
In dir erklang des Lehrers gütig Wort,
Der spendet' aus der heil'gen Weisheit Hort,
In dir erklang das Lob des Himmelsherrn
Aus friedevollem Mund und Herzen gern.
Dir, meine Zelle, tönt ein Trauerlied,
Da jäh aus dir der heil'ge Sänger schied.
Nicht Flaccus wohnt in dir und nicht Homer
Der Musen Sang ertönt in dir nicht mehr,
Die Welt und ihre Zier vergehet bald;
Nichts bleibt in unveränderter Gestalt.
Den hellen Tag vertreibt die finstre Nacht;
Des Frühlings Blüten knickt des Winters Macht.
Der Jüngling, der im Feld den Hirsch gehetzt,
Geht als ein müder Greis am Stabe jetzt.
Was ist's, das zu der Welt uns Arme zieht,
Die überall und immer uns entflieht?
Laß sie doch fliehn, du such' dein göttlich Teil,
Die Liebe Christi nur ist unser Heil,
Er rette vor dem Bösen Feind uns all,
Im Himmel lob' ihn unsrer Lieder Schall.

Klagen über die Vergänglichkeit unseres Daseins, Hinweis auf das Jenseits als das eigentlich Wertvolle, Naturbetrachtungen in durchaus christlich-symbolischem Geiste, das ist zu einem guten Teil der Inhalt dieser Dichtungen. So sind auch die Beinamen, die Karl und seine Gesellen sich in der Akademie gaben, weit mehr der Bibel als den Alten entnommen.

Daneben aber kommt in starkem Maße auch das deutsche Element zur Geltung. Selbst in der soeben gekennzeichneten

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-11-16 13:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89099973992
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hofpoesie spüren wir seinen Einfluß, so, wenn das vergilische Streitgedicht sich allmählich zu dem bekannten Thema des Streites zwischen Sommer und Winter auswächst oder wenn Angilbert plötzlich bei der Schilderung einer Jagd ein Meisterwerk an frischer Darstellung liefert, obgleich oder vielmehr gerade weil ihm hier die antiken Muster für alle Einzelheiten gefehlt haben. Am stärksten aber kommt es bei Karl selbst zum Ausdruck, nicht nur in seiner privaten Lebensführung, in Nahrung und Kleidung, sondern auch in dem innigen Verhältnis zu seiner Familie, insbesondere seinen Töchtern, überhaupt in dem ganzen Stil seiner Persönlichkeit. Echt germanisch war seine Vorliebe für die Landwirtschaft. Noch war der König in gewisser Beziehung der erste Bauer seines Staates. In dem berühmten capitulare de villis, der Verordnung über den Betrieb der königlichen Domänen, hat er uns das deutlichste, aber durchaus nicht das einzige Beispiel seiner das Größte wie das Kleinste umfassenden Fürsorge hinterlassen. Bekannt ist ferner sein Interesse für die deutsche Grammatik und für die alten Heldensagen seines Volkes. Deutsch ist sodann namentlich sein bisweilen derber Humor, von dem uns der St. Gallener Mönch Notker ein paar köstliche Proben in einer für Karls Enkel bestimmten Sammlung hinterlassen hat, die dadurch nichts an ihrem Wert verlieren, daß sie das Schicksal der meisten Anekdoten teilen, manchmal mehr treffend als wahr im äußerlichen Sinne zu sein. Daß dieser Humor gern etwas lehrhafter Natur ist, daß er eine gewisse Neigung zum Schulmeisterlichen im guten Sinne hat, das teilt er mit anderen Großen unseres Volkes, mit Walther von der Vogelweide, mit Luther und Goethe. Echt deutsch ist dann auch die gewaltige Gegensätzlichkeit seiner Natur. Derselbe Mann, der mit der ungeheuersten Härte jeden Widerstand des Sachsenvolkes niederwarf, konnte durch eine Erinnerung an seine verstorbene Gemahlin sich erweichen lassen, da zu verzeihen, wo er persönlich schwer gekränkt war. Und endlich ist germanisch, daß er, wie schon Theoderich es getan, seine Macht als eine Aufgabe empfand.

Fassen wir zusammen, worin die Leistungen der karolingischen Kultur für die Folgezeit bestehen, so können wir kurz sagen, sie hat die Grundlagen der mittelalterlichen Welt für Jahrhunderte gelegt. Auf staatlichem Gebiet kommt hier in erster Linie in Betracht die Entstehung des Lehenswesens, mit der ein Zurückdrängen des Standes der Gemeinfreien und somit das Aufkommen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-11-16 13:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89099973992
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einer neuen Volksgliederung Hand in Hand ging. Nach oben entwickelte sich über den Gemeinfreien ein neuer Adel, der Ritterstand, während die überwiegende Mehrzahl derselben ihre alte Freiheit unter dem Druck wirtschaftlicher Notlage und gegenüber den Übergriffen der Großgrundbesitzer nicht mehr behaupten konnte und auf die Stufe der Hörigkeit, bzw. Minderfreiheit hinabsank. Immer höher wuchs die Macht der Vasallen, immer tiefer sank die Königsmacht. Während Karl der Große die Zügel noch fest in der Hand gehalten hatte, entglitten sie seinen Nachfolgern mehr und mehr. In den Kämpfen, die der Reichsteilung vorangingen, kam es bereits auf dem Lügenfelde bei Kolmar, wo Ludwig der Fromme und seine Söhne sich gegenüberstanden, soweit, daß die Vasallen den Kaiser im Stich ließen und dadurch seiner Macht einen schweren Schlag versetzten; ja, als dann nach Ludwigs Tod seine Söhne Ludwig der Deutsche und Karl sich gegen Lothar in Straßburg verbündeten, da schwuren nach den Königen auch ihre Vasallen, daß sie ihren Herrn nicht unterstützen wollten, wenn er seinem eben geleisteten Eid untreu, auf seines Bruders Schaden sinnen würde. So sagen hier die Vasallen für ihren Herrn gut, eine Erscheinung, die später Rechtskraft erlangen sollte und deutlich genug für ihre Macht spricht.

Ganz besonders verhängnisvoll wurde das Lehenswesen dadurch, daß es den Zusammenhang zwischen dem König und den einzelnen Volksangehörigen zerriß. Der Herrscher rief jetzt nicht mehr jeden Einzelnen unmittelbar auf, sondern nur noch diejenigen, die ein Lehen von ihm trugen; diese wandten sich an ihre Mannen, die wieder an ihre und so fort nach unten, bis der ganze Heerbann aufgeboten war. Die Heerbannpflicht der Gemeinfreien blieb zwar im Grundsatz bestehen, wie denn z. B. die Bauern im sogenannten großen Freien bei Hildesheim einer solchen noch bis ins 19. Jahrhundert unterlagen; tatsächlich aber war doch die Folge des Lehenswesens, daß die Gemeinfreien ihre alte Wehrbarkeit verloren. So schied sich das Volk immer schärfer in zwei verschiedene Stände, den Nährstand und den Wehrstand, so daß auch in diesem Punkte die alte Einheitlichkeit des Volksganzen verloren ging. Erst diese Scheidung freilich ermöglichte eine Höherentwicklung der Kultur, wie sie dann dadurch eintrat, daß nach der Geistlichkeit das Rittertum die Führung in der Kultur übernahm.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-11-16 13:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89099997392
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Seinem inneren Wesen nach ist das Lehenswesen eine eigentümlich germanische Einrichtung, die sich auf einem sittlichen Wert, der Treue, aufbaut. So wenig man die tatsächlich vorhandenen Verhältnisse idealisieren und die vielfach rein äußerliche Auffassung der Lehenstreue verkennen darf, so sehr muß doch betont werden, daß die sittliche Verpflichtung zur Lehenstreue immer wieder hervorgehoben wird. Die Gefolgschaftstreue, wie Tacitus sie schildert, die Treue zwischen Lehensherrn und Mann, wie das Nibelungenlied sie verherrlicht, der Treubegriff, wie er noch heute in unserem Offizierskorps besteht, sind nur verschiedene Ausgestaltungen desselben sittlichen Wertes.

Auch auf wirtschaftlichem Gebiet trat in karolingischer Zeit ein gewaltiger und für die Weiterentwicklung hochbedeutsamer Fortschritt zu Tage: die Ausbildung der Grundherrschaft. Ihre Entwicklung hängt aufs engste zusammen mit dem Lehenswesen. Schon Karl Martell hatte an seine Vasallen Güter ausgetan, um ihnen ein Entgelt zu verschaffen für die mit dem Reiterdienst verbundene Erhöhung ihrer Leistungen. Sehr bald mißbrauchten die Großen ihre Macht und zwangen die Gemeinfreien, sich in wirtschaftliche Abhängigkeit von ihnen zu begeben. Der Graf brauchte den kleinen Bauern nur wieder und wieder zum Heerbann aufzurufen, bis durch die Vernachlässigung seines Besitzes, wie sie die monatelange Abwesenheit des Hausherrn mit sich brachte, der Bauer wirtschaftlich so zurückkam, daß ihm schließlich nichts anderes übrig blieb, als unter Aufgabe der Freiheit bei seinem Bedrücker unterzukriechen. Karl der Große hatte diese Gefahr wohl bemerkt und durch die Einrichtung der Königsboten der Willkür seiner Grafen einen Zaum anzulegen versucht; aber nicht einmal zu seinen Lebzeiten, geschweige denn nach seinem Tode ließ sich die in dieser Richtung gehende Entwicklung aufhalten. Man mag diese Tatsache bedauern, es bleibt darum nicht weniger wahr, daß der wirtschaftliche Fortschritt in diesem Falle an die Großgrundherrschaft geknüpft war. Freilich darf man sich den damaligen Großgrundbesitz nicht nach Art unseres heutigen in Ostelbien vorstellen. Er war Streubesitz und konnte deshalb auch nicht von einem Mittelpunkt aus einheitlich verwaltete werden. Nur ein Teil — meist der kleinste im Verhältnis zum Ganzen, wenn auch sicher stets der beste — wurde vom Grundherrn unmittelbar bewirtschaftet (das sogenannte Salland), der Rest wurde als Fronhöfe an Hörige gegeben. Vorbildlich

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-11-16 13:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89099973992
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hat auch in dieser Beziehung die Kirche gewirkt, bei der wir dieses System schon in sehr früher Zeit ausgebildet finden. Der wachsende Einfluß des Christentums zeigt sich dann in zahlreichen frommen Stiftungen und führte so ebenfalls zu einem Anwachsen des Großgrundbesitzes. Ja, die Kirche verstand es ganz besonders gut, durch Gewährung zeitlicher und Versprechung ewiger Vorteile die wirtschaftlich Schwachen an sich zu ketten. Das Wort, „Unter dem Krummstab ist gut leben", galt ganz besonders in der ersten Hälfte des Mittelalters. Gegen geringe Leistungen wurden gar viele in den wirtschaftlichen und geistigen Schutz der Kirche aufgenommen.

Die weitere Verbreitung des Großgrundbesitzes führte nun zu technischer Vervollkommnung des Wirtschaftsbetriebes, so zu dem Übergang zu der in Süddeutschland bis in neueste Zeit erhalten gebliebenen Dreifelderwirtschaft mit ihrem Wechsel von Sommerfrucht, Winterfrucht und Brache für jedes Stück. Gegenüber der wilden Feldgraswirtschaft bedeutete das natürlich einen mächtigen Fortschritt. Daß er erst durch Karl den Großen herbeigeführt worden sei, ist freilich nicht richtig, man kann nur sagen, daß zur Zeit Karls des Großen die Dreifelderwirtschaft voll ausgebildet war. Ein weiterer Fortschritt bestand in dem Aufkommen der Wiesenkultur, der Heubereitung und der dadurch ermöglichten Stallfütterung, die ihrerseits wieder Düngergewinnung zur Folge hatte und damit intensivere Ausnutzung des Bodens gestattete. Ganz besonders verdient machten sich auch hier die Klöster durch Förderung des Obst- und Gartenbaues. In dem Monatsgedicht des Wandalbert von Prüm und in dem „Gärtlein" des Reichenauer Mönches Walahfrid haben wir den literarischen Niederschlag dieses wirtschaftlichen Fortschrittes zu erblicken. Die Blumen, die damals eben so sehr um ihrer Schönheit wie um ihres Nutzens willen im Klostergarten gezogen wurden, sind dieselben, wie sie ein Jahrtausend hindurch in Ritter- und Bürgergärten gepflanzt wurden und wie sie noch heute in deutschen Bauerngärten blühen, Rose, Lilie, Schwertlilie, Veilchen und Crocus. Die Art, wie Wandalbert die Blumen betrachtet, zeigt die für die karolingische Kultur so bezeichnende Mischung von germanischer naiver Sinnenfreude, von gelehrten Reminiszenzen an die Antike und von christlichem Symbolismus. Die Rose erinnert den Dichter z. B. an den Märtyrertod; die Lilie bedeutet die Keuschheit usw.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-11-16 13:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89099973992
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Im Rechtswesen bildete sich damals eine Einrichtung aus, die für die Zukunft von großer Wichtigkeit werden sollte, nämlich die Vertretung der gesamten Gerichtsgemeinde durch eine beschränkte Anzahl von Männern, die sogenannten Schöffen. Auch diese Einrichtung geht zurück auf die Bestrebungen Karls des Großen zur Erleichterung des Loses der Gemeinfreien. Es sollte ihnen die allmählich als Last empfundene Dingpflicht erleichtert werden.

Immer wieder führt die Betrachtung der auf den verschiedenen Kulturgebieten erzielten Fortschritte auf die durch Karl gegebenen Anregungen zurück. Das gilt auch von der Blüte der literarischen Kultur, die in karolingischer Zeit einsetzt. Freilich sind uns aus der Regierungszeit Karls selbst nur lateinische Gedichte erhalten. Aber daß er selbst nicht bloß für die lateinische Hofpoesie, sondern auch für die einheimischen Erzeugnisse seines Volkes das höchste Verständnis hatte, das beweist die auf seine Anregung hin angefertigte Sammlung unserer alten Heldenlieder, deren Verlust uns durch den Anblick der einsam aufragenden Trümmer des Hildebrandliedes nur noch schmerzlicher zu Gemüt geführt wird. In ihm lernen wir ein echt deutsches Kunstwerk kennen.

Das Lied versetzt uns gleich mitten hinein in die Handlung.

Ich hörte das sagen, so beginnt es,
daß sich herausforderten zu einem Einzelkampf
Hildebrand und Hadubrand zwischen zwei Heeren
Sohn und Vater richteten ihr Streitgewand
Sie machten ihre Kampfhemden fertig, gürteten sich ihre Schwerter an
Die Helden über die Ringe, da sie zu diesem Streit ritten
Hildebrand sprach, Heribrands Sohn,
Er war der ältere Mann, an Lebensalter der erfahrenere, er begann zu fragen
Mit wenigen Worten wer sein Vater wäre
Heribrand antwortet voll Stolz:
Das sagten mir unsere Leute
Alte und erfahrene, die früher schon lebten
Daß Hildebrand mein Vater heißt, ich heiße Hadubrand
Weit nach Osten fuhr er, Otachers Zorn entfloh er
dahin mit Dietrich und seiner Degen vieler
Da Dietrich meines Vaters bedurfte; das war ein so freundloser Mann.
Er war dem Otacher unmäßig verhaßt,
der Degen liebster dem Dietrich.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-11-16 13:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89099973992
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Er verließ im Lande im Elend sitzen
Eine junge Frau im Hause und ein unerwachsenes Kind
Ohne Erbe. Er ritt nach Osten . . .
Immer war er vorn beim Volke, immer war ihm Fechten zu lieb
Nicht glaube ich, daß er noch am Leben ist

Freudig ruft Hildebrand den Himmelsgott zum Zeugen an, daß der andere noch nie mit einem näher verwandten Mann gesprochen hätte und gibt sich als sein Vater zu erkennen. Aber Hadubrand kann ihm nicht glauben: Du bist mir, alter Hunne, unmäßig schlau, verlockst mich mit deinen Worten, willst mich mit deinem Speere werfen.

Den Goldring, den Hildebrand sich vom Arm windet, verschmäht er: Mit dem Speer soll der Mann die Gabe empfangen, Spitze gegen Spitze.

Mit überlegenem Spott erwidert Hildebrand auf diese unerprobte Weisheit: Wohl sehe ich an deiner Rüstung, daß du zu Hause einen Herren hast, daß du unter seiner Herrschaft noch kein Recke (Verbannter) geworden bist.

Aber Hadubrand wirft ihm Feigheit vor und nun, in seiner Heldenehre angegriffen, kann der Vater nicht mehr anders:

„Weh nun, waltender Gott, Unheil geschieht
Ich wallte der Sommer und Winter sechzig außer Landes
Da man mich immer scharte in das Volk der Kämpfer
Da man mir vor keiner Burg den Tod brachte
Nun soll mein eigen Kind mich mit dem Schwerte hauen oder ich an ihm zum Mörder werden. Der sei doch nun der Feigste der Ostleute, der dich nun vor dem Kampf warne, da dich dessen so sehr gelüstet. Jetzt magst du kühnlich so altem Manne die Rüstung abgewinnen, wenn du ein Recht dazu hast. Jetzt muß es sich zeigen, wer seine Rüstung abtreten muß oder dieser Brünnen beider walten."

Da ließen sie zuerst die Eschenschäfte fliegen mit scharfem Schwung, daß sie in den Schilden standen. Dann stießen zusammen die Kämpfer, hieben voll Harm auf die weißen Schilde, bis ihnen die Linden klein wurden, zerkämpft mit den Waffen. . .

Hier bricht das Gedicht, das schon vorher manche Lücken aufgewiesen hat, ab, ohne daß wir den vermutlich tragischen Ausgang erfahren.

Freilich ist es nicht möglich, aus der Einzelbetrachtung eines solchen Bruchstückes nun seinen im besonderen deutschen Charakter zu entwickeln. Man muß es schon in eine lange Entwicklungsreihe einstellen, erst dann ist es möglich, einzelnes als wesentlich deutsch in Anspruch zu nehmen. Dann finden wir allerdings bereits im Hildebrandslied die starke dramatische Bewegung, die schnelle Entwicklung der Handlung und den schweren tragischen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-11-16 13:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89099973992
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schritt, der den besten Partien des Nibelungenliedes und unseren mittelalterlichen Volksballaden ebenso eignet wie denen Bürgers und Goethes. Auch in der Form läßt sich dieser Zusammenhang nachweisen. Die äußere Form, die schon oben kurz charakterisiert wurde, wird gekennzeichnet durch die freie Verwendung der Senkungen: Während die Zahl der Hebungen in jeder Vershälfte stets zwei beträgt, ist die der Senkungen beliebig. Dadurch erhält der Vers seinen besonderen Wert, er paßt sich so mit Leichtigkeit der wechselnden Stimmung an, ist schmiegsam und wuchtig, je nachdem der Inhalt es verlangt. Und dieses freie Verhältnis zwischen Hebung und Senkung bleibt bezeichnend für die deutsche Metrik auch in der Folgezeit. Der Vers des Nibelungenliedes zeigt sie uns, und der sogenannte Knittelvers des Hans Sachs ist nichts als eine Entartung dieses Prinzips. Und als dann in der Sturm- und Drangzeit mit der durch Opitz eingeführten langweilig korrekten Prosodie gebrochen wird, da greift der junge Goethe bewußt wieder auf den sachsischen Knittelvers zurück und läßt in den freien Rhythmen seiner Gedichte, die im Faust dann ihre höchste Vollendung finden, die alte germanische Rhythmik neu wieder aufleben.

Eine deutsche Dichtung mit spezifisch christlichem Inhalt freilich ist erst unter Karls Nachfolgern entstanden, aber auch ihr Wachstum geht hervor aus den Keimen, die er gesät hat: sie wäre so nie möglich gewesen ohne die Arbeit Karls für die Bildung seiner Geistlichkeit. Unter den zahlreich erhaltenen kleineren Gedichten nimmt das Lied auf den Sieg Ludwigs III. über die Normannen eine hervorragende Stellung ein durch den innig warmen Anteil an der Person des jungen Herrschers, wie durch die kraftvolle Kürze seiner Ausdrucksweise. Vor allem sind aber hier zu betrachten die zwei großen Messiaden der althochdeutschen Zeit, der rheinfränkische Christ des Weißenburger Mönchs Otfried und der niedersächsische Heliand. Beide Gedichte wollen den nicht lateinisch sprechenden Zeitgenossen die heiligen Geschichten nahebringen, aber beide tun es auf ganz verschiedene Weise. Der Helianddichter beherrscht vollkommen die epische Technik der mit ihm zu Ende gehenden Zeit, weshalb sein Werk nochmals alle Vorzüge, aber auch alle Mängel der alten Stabreimdichtung zeigt, Kraft und Fülle des Ausdrucks, aber auch Weitschweifigkeit und unnötige Breite in der Erzählung. Otfried dagegen hat als erster in einem größeren Werke den aus der lateinischen Hymnen-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-11-16 13:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89099973992
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dichtung übernommenen Endreim angewandt. Aber nicht nur die Form, auch der Inhalt steht bei dem Helianddichter, den wir vielleicht als einen ins Kloster eingetretenen ehemaligen Sänger ansehen dürfen, dem Volkstümlichen viel näher als bei Otfried. Dieser gibt nicht bloß die schlichte Erzählung, sondern fügt nach jedem Abschnitt der Geschichte einen solchen allegorischen Inhalts ein, in dem die eben erzählten Tatsachen der beliebten symbolischen Ausdeutung unterworfen werden. So wirkt Otfrieds Werk viel mehr lehrhaft als der Heliand und trägt mehr einen lyrischen Charakter, während der Heliand ein durch und durch episch empfundenes Gebilde ist. Man ist beinahe versucht, in den beiden Gedichten bereits den Gegensatz zwischen norddeutscher und süddeutscher Art verkörpert zu finden. Für uns Heutige ist zweifellos der Heliand das weitaus reizvollere Werk: einmal läßt er uns einen tiefen Blick in die epische Technik unserer Vorfahren tun und erweist zugleich den Zusammenhang mit der angelsächsischen Dichtung jener Tage; dann aber hat er in viel stärkerem Maße als Otfried eine Verdeutschung der ganzen Auffassung erstrebt und erreicht. Die Geschichte des Heilands wird zum hohen Liede germanischen Gefolgswesens. Christus erscheint bei ihm als der schatzmächtige, Goldringe spendende Volkskönig, der mit seinen Gefolgsmannen durch das Land zieht. Die Apostel sind seine Degen, die ihm zur Treue bis in den Tod verpflichtet sind. Darum fällt es dem Dichter so besonders schwer, seinen Volksgenossen, denen die Treue als höchster Wert des Mannes erschien, den Verrat des Apostels Petrus begreiflich zu machen. Er weiß sich schließlich keinen anderen Rat, als diese Tat mit dem Willen des Schicksals zu entschuldigen. Wie unsere altdeutschen Maler, so stellt der Helianddichter seine Gestalten in eine deutsche Landschaft: die Hochzeit zu Kana gibt ihm Gelegenheit zur Schilderung eines sächsischen Edelhofes, die Städte werden zu Burgen; sehr bezeichnend für die damalige deutsche Landschaft ist es, daß er die Wüste sich nur als einen Wald vorzustellen vermag; die salzige Luft der Nordsee weht uns an aus seiner Schilderung des Sturmes auf dem See Genezareth.

An des Wassers Gestade
Versammelten sich die Gesellen, die er selbst sich erkoren,
Die zwölf wegen ihrer Treue; sie zauderten nicht,
Sie wollten gerne in Gottes Dienste
Setzen über den See. Sie ließen die schnelle Strömung

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-11-16 13:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89099973992
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die hellen Wogen von dem hochgehörnten Schiff
Durchschneiden, die klare Flut. Das Licht des Tages schied,
Die Sonne ging zur Rüste; die Seefahrer umgab
Die Nacht mit Finsternis. Ihr Nachen fuhr
Vorwärts in die Flut; die vierte Stunde
Der Nacht war genaht. Der rettende Christ
Gewahrte die Wogenfahrer. Der Wind wehte,
Unwetter erhob sich; die Wogen tosten,
Der Sturm um den Stamm. Mit Anstrengung steuerten
Die Männer wider den Wind, ihr Herz war verwirrt,
Ihre Seele voll Sorgen, sie wähnten selber nicht,
Die Flutbefahrer, an das Land den Fuß zu setzen
Vor dem Wüten des Wetters.

So wird uns das Gedicht lieb und vertraut und wir können sicher sein, daß es eine ähnliche Wirkung auch auf die Zeitgenossen ausübte. Aber dabei dürfen wir nicht übersehen, daß der alte epische Geist in einem starken Gegensatze zu dem neuen christlichen steht, daß der neue Inhalt oft nur schlecht zu der alten Form passen will. Hier ist keine Gelegenheit für Schilderungen von Schlachten und Einzelkämpfen, und es mutet uns merkwürdig genug an, wenn der Dichter die kleine Szene im Garten Getsemane, wo Petrus dem Malchus das Ohr abhaut, zu einer Kampfschilderung ausarbeitet unter Aufbietung des ganzen epischen Apparates.

Die weißen Männer standen
In Trauer und Trübsal, die Jünger Christs
Bei der ruchlosen Tat und riefen dem Herrn zu:
Wär es dein Wille nun, waltender Fürst,
Daß sie uns an der Speere Spitzen spießen sollten,
Mit Waffen verwunden, dann wäre uns nichts so gut,
Wie sterben zu dürfen für unsern Dienstherrn
Und erbleichend zu erblassen! Da brauste auf
Der schnelle Schwertdegen Simon Petrus,
Ihm wallte der Mut, kein Wort konnt er sprechen,
So voll Harm war sein Herz, als sie seinen Herrn da
Binden wollten: dann ging er voll Grimm,
Der kühngemute Degen vor seinen Fürsten,
Hart vor den Herrn. Sein Herz war bereit
Und unverzagt, er zog ohne Zögern
Das Schwert von der Seite und schlug voll Wucht
Auf den vordersten Feind mit der Hände Kraft,
So daß Malchus wurde von der Schneide der Waffe
An der rechten Seite mit dem Schwerte gezeichnet,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-11-16 13:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89099973992
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Er hieb ihm das Ohr ab, sein Haupt ward wund,
Daß vom Schwert zerschnitten Backe und Ohr
In Todeswunde barst und das Blut nachsprang,
Aus der Wunde wallend. So ward die Wange verwundet
Dem vordersten Feind; das Volk floh auseinander,
Des Schwertes Biß scheuend.[1])

So müssen wir zugeben, daß diese Germanisierung des Evangeliums nur unter Einbuße an dem eigentlichen Gehalt des Christentums möglich war, und der Heliand ist schließlich auch ein Beweis für Vergröberung und mannigfache Abwandlung des christlichen Grundgedankens in den sächsischen Köpfen.

Die Entwicklung der bildenden Kunst ist vollständig gleichlaufend mit der der Dichtkunst. Wie überall, so finden wir auch hier die Mischung der drei Elemente, des christlichen, germanischen und antiken. Wie die Dichter ohne weiteres ganze Verse aus den Werken der Klassiker übernehmen, so verpflanzt Karl einfach Bauteile aus römischen Gebäuden nach Deutschland. Höchst bemerkenswert ist dabei sein Anknüpfen an das Vorbild von Ravenna, das er im Aachener Münster aufgenommen hat, wodurch der byzantinische Kuppelbau in Deutschland eingeführt wurde, der dann eine Zeitlang in den Rheingegenden herrschend war. Daß diese ganze Kunst nach Zweck und Ursprung durchaus kirchlich war, ist selbstverständlich. Weniger stark kommt dagegen das germanische Element in der Baukunst zum Ausdruck, aber vor allem wohl deshalb, weil die Holzarchitektur, in der es sich in erster Linie ausgesprochen haben muß, naturgemäß nicht erhalten geblieben ist. Dasselbe gilt mit verschwindenden Resten von der Wandmalerei, während wir Miniaturen zwar in reichlicher Anzahl besitzen, aber gerade hierin zufolge des vorherrschenden irischen Einflusses keinen Ausdruck deutscher Eigenart zu finden vermögen.

Im Laufe der Darstellung ist mehrmals auf die hohe Bedeutung hingewiesen worden, die das Verhältnis zwischen Kirche und Staat für die ganze karolingische Kultur hatte. Angebahnt durch Pippin, ausgebaut durch Karl den Großen, ist es die Grundlage für die ganze weitere Entwicklung geworden. Als Otto der Große nach einer Zeit des Verfalls wieder auf Karl den Großen zurück-

[1]) Beide Stücke übersetzt von Herrmann (Reklam).

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-11-16 13:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89099973992
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

griff, da konnte er nicht umhin, auch die Kirchenpolitik seines großen Vorgängers wieder aufzunehmen, die Idee des christlichen Imperalismus wieder neu zu beleben und so der mittelalterlichen Kaiserpolitik die entscheidende Richtung zu geben. Eines aber darf nicht vergessen werden: nie wieder lag die Leitung der ganzen Kulturentwicklung so vollständig in der Hand eines Herrschers. Der Kaiser und nicht der Papst war nach Karls Überzeugung das Haupt des Gottesstaates und nach dieser Überzeugung hat er auch gehandelt. Wohl haben auch spätere Kaiser über Päpste gerichtet, solche ein- und abgesetzt, aber doch hat kein Herrscher so frei und selbständig und doch zugleich innerlich so ergriffen der Kirche gegenübergestanden wie Karl. Nie wieder ist dem deutschen Volk ein Herrscher geschenkt worden, der so wie Karl als Schöpfer einer einheitlichen Kultur kann angesehen werden. Die so oft betonte Einheitlichkeit der karolingischen Kultur findet in seiner Person den schönsten Ausdruck.

Im ganzen erscheint die karolingische Kultur in ihrer Verschmelzung von christlichem, germanischem und antikem Geist als ein einheitliches Gebilde, das insofern auf eine gewisse Klassizität Anspruch machen kann. Aber darüber darf nicht übersehen werden, daß sich innerhalb dieser Kultur bereits gewisse Unterschiede ständischer und nationaler Art anbahnten. Die Mischung des romanischen und germanischen Elements war durchaus keine gleichmäßige in den verschiedenen Teilen des Reiches und wenn auch Karl sich stets als Deutscher gefühlt hat und das Germanische deshalb nach dem Christlichen an zweiter Stelle stand, so lag eine bewußte Germanisationspolitik ganz außerhalb seines Gesichtskreises, wie sie übrigens auch außerhalb jeder Möglichkeit gelegen hätte. Vielmehr behielt der Westen des Reiches seinen romanischen Charakter wie der Osten seinen deutschen. Aber gerade in der Berührung mit den romanischen Reichsgenossen bildet sich in karolingischer Zeit ein Bewußtsein der Zusammengehörigkeit aller deutschen Stämme und ihres gemeinsamen Gegensatzes zu den Welschen aus. Mit aller Deutlichkeit läßt sich dieser Vorgang an der Geschichte des Wortes „deutsch" verfolgen. Als das Wort zum erstenmal vorkommt — ein merkwürdiger Zufall läßt das auf englischem Boden geschehen — da bezeichnet es, wie seine Ableitung von dem Hauptwort Diet = Volk erwarten läßt, die Volkssprache im Gegensatz zu der Gelehrtensprache, dem Latein, und konnte ebensowohl vom Angelsächsischen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-11-16 13:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89099973992
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wie vom Deutschen angewendet werden. So gebraucht es denn auch Otfried, wenn er sich in seiner Vorrede darüber äußert, warum er sein Buch deutsch geschrieben habe. Bald aber bezeichnet es den Gegensatz zu den romanischen Sprachen und wird so schon in den Straßburger Eiden angewandt. Noch aber fehlt dem Wort der politische Sinn, noch spricht niemand vom deutschen Reich, vom deutschen Vaterland. Man darf überhaupt noch kein ausgebildetes deutsches Nationalgefühl erwarten. Noch auf lange Zeit hinaus fühlt der einzelne sich als Bayer oder Sachse, aber nicht als Deutscher. So gibt uns ein bayerischer Mönch in naiver Selbstüberhebung folgende Gesprächsprobe: „Töricht sind die Welschen, klug sind die Bayern; wenig Klugheit ist bei den Welschen zu finden, sie haben mehr Torheit als Klugheit."

5. Das zehnte Jahrhundert.

Der hier zum erstenmal auftretende Partikularismus hat sich in der Folgezeit sowohl politisch wie kulturell nur noch verstärkt; politisch dadurch, daß nicht mehr die Kaiser, sondern die örtlichen Gewalten den Schutz gegen die äußeren Feinde übernahmen und durch die freilich nicht allzuhäufigen Erfolge ihre Stellung auf Kosten der Zentralgewalt verstärkten; kulturell dadurch, daß der karolingische Hof immer mehr seine Stellung als richtunggebender Kulturmittelpunkt einbüßte. An seiner Stelle treten wieder stärker die Klöster hervor. Wenn schon die karolingische Hofpoesie überwiegend geistlichen Charakter getragen hatte, so war das in der Folgezeit, als das Kloster die einzige Bildungsstätte war, natürlich noch viel mehr der Fall. Es führte somit die Entwicklung zu einer gewissen Unterdrückung des deutschen Wesens durch die lateinische Poesie der Geistlichen. So weicht im Laufe des zehnten Jahrhunderts die starke Gegensätzlichkeit zwischen germanischem und christlichem Geist allmählich einer fast fanatischen Hingabe an die neuen Ideen. Mit dem ganzen Ungestüm seiner Jugendkraft wirft der Deutsche sich nun auf die Askese, die dadurch freilich eine starke Vergröberung erfährt. Hatte vorher der deutsche Geist sich nur schwer in die Forderung der Demut und Selbstentäußerung finden können, so konnte er sich nun gar nicht genug tun in Erniedrigung aller Art. Die Heiligenleben jener Zeit sind voll von Berichten, die zu glauben eine weniger harte Zeit sich sträubt, an denen wir aber trotz ihrer scheinbaren

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-11-16 13:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89099973992
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Unmöglichkeit nicht zweifeln dürfen. Besonders bezeichnend ist für das zehnte Jahrhundert die Gestalt des Klausners geworden. In diesen Heiligenleben, deren Zahl jetzt ein starkes Anwachsen zeigt, bildet sich ein bestimmter Typus des Heiligen aus. Neben strenger, ja übertriebener Askese erscheint vor allem die persönliche Wunderkraft als das eigentliche Kennzeichen des Heiligen. Stark betont wird sodann auch die religiöse Tiefe des Gemüts, die sich äußert in Verzweiflung über die eigene Sündhaftigkeit, sowie in einer starken Erregbarkeit, als deren äußeres Anzeichen die Fähigkeit gilt, jederzeit in eine Flut von Tränen auszubrechen. Man fühlt sich so manchmal an die Tränenseligkeit der Werkherperiode erinnert. Äußerste Bescheidenheit ist sodann ein weiteres Erfordernis der Heiligkeit: der Verfasser einer Lebensbeschreibung betont fast stets, daß er unwürdig und unfähig sei, ein solches Werk abzufassen; der Abt, der Bischof erklären sich für unwürdig der ihnen angetragenen Stellung und suchen sich der angeborenen Ehre häufig durch die Flucht zu entziehen. Man würde aber den Heiligenleben der damaligen Zeit nicht gerecht werden, wollte man in ihnen lediglich einförmig nach einem bestimmten Typus verfertigte Machwerke sehen. Es fehlt durchaus nicht an Werken, die in einer freilich noch unbeholfenen Weise den Versuch machen, uns die geschilderte Persönlichkeit in ihrer Eigenart nahezubringen. Im ganzen spricht jedenfalls aus dieser Legendenliteratur eine Vertiefung des religiösen Gefühls.

Diese allenthalben bemerkbare Vertiefung findet nun ihre besondere Organisation in der sogenannten Reformbewegung. Am bekanntesten ist die von dem französischen Kloster Cluny ausgehende geworden; sie erstrebt vor allen Dingen die Einfügung des einzelnen in das große Ganze. Zu diesem Zwecke vereinigt der Abt von Cluny sämtliche der Reform anhangenden Klöster zu einer Kongregation, an deren Spitze er selbst mit monarchisch-absoluter Vollmacht steht. Der Einzelne wird einer strengen Zucht unterworfen, unbedingte Unterordnung unter den Willen des Abtes wird vor allem gefordert.

Man begnügte sich aber nicht damit, nur den Einzelnen zu erreichen, sondern hatte es auf eine Reform des gesamten Mönchtums, ja der ganzen Kirche abgesehen. Und schon steigt hier die Forderung herauf, daß das Christentum über die Welt herrschen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-11-16 13:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89099973992
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

müsse, das hieß in Weiterführung der oben angedeuteten Gedankenzüge Augustins: die Kirche über den Staat.

Wirksamer aber war für Deutschland zunächst eine andere Reformbewegung, deren Herd in Lothringen zu finden ist. Sie stand zu der cluniacensischen in einem Gegensatz, den wir kurzweg als den zwischen romanischem und deutschem Wesen bezeichnen können. Es fehlte ihr nämlich die starre Gesetzmäßigkeit der ersteren, der Einzelne und seine religiösen Bedürfnisse traten vielmehr in den Vordergrund, die allzustraffe Unterordnung des einzelnen Mönches unter seinen Abt widersprach dem noch stark ausgesprochenen Selbständigkeitstrieb des Deutschen. Als eine Äußerung deutschen Wesens mag es ferner gelten, daß die Lothringer stärker als die Cluniacenser auf den Zusammenhang mit den unteren Volksschichten hielten, nicht wie die Cluniacenser es später auch taten aus agitatorischen Gründen, sondern einfach aus dem Gefühl innerer Zusammengehörigkeit heraus, das von jeher die Besten unseres Volkes beseelte. So bemerkenswert aber dieser Unterschied auch sein mag, er war doch nur ein solcher der Mittel, nicht des Zieles. Dieses war bei beiden durchaus dasselbe, sonst wäre es ja auch nicht möglich gewesen, daß die cluniacensische Bewegung dann so raschen Eingang in Deutschland fand. Die oben geschilderte Geistesverfassung, die energische Betonung des asketischen Ideals der Selbstverläugnung und Selbsterniedrigung war beiden Bewegungen gemeinsam. So entstand denn freilich ein Bruch im deutschen Volkscharakter, den man zwar bedauern mag, dessen Notwendigkeit aber jeder zugeben muß. Mit Recht ist schon darauf hingewiesen worden, daß die gesellschaftliche Kultur der Ritterzeit mit ihrem Ideal der „mâze", der Selbstbeherrschung, ohne die vorhergehende Zucht der Askese gar nicht möglich gewesen wäre; aber vor allem konnte das deutsche Wesen nur in der Schule der Askese die innere Aneignung des Christentums vollziehen, die die Voraussetzung für die hohe Blüte des religiösen Lebens zur Zeit unserer großen Mystiker war.

Die Führung des deutschen Volkes übernahm nach dem Niedergang der Karolinger der sächsische Stamm, der deutscheste unserer Stämme. In den alten Kernlanden des Germanentums sitzen geblieben und vor kaum einem Jahrhundert in den christlichen Kulturkreis nicht freiwillig eingetreten sondern durch Karl den

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-11-16 13:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89099973992
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Großen gegen seinen Willen hineingezwungen, hat er sich mehr Züge ursprünglich germanischen Wesens bewahrt als die anderen deutschen Stämme. So besaß er eine Kraftquelle, die ihn befähigte, auf lange hinaus die politische und kulturelle Führung in die Hand zu nehmen.

Das Bewußtsein seiner großen Leistungen kam dem sächsischen Stamme schon gleich mit den Großtaten seiner Herrscher. Freilich war das entstehende Nationalgefühl auch jetzt noch kein allgemein deutsches, sondern, wie z. B. aus den Äußerungen des Geschichtsschreibers Widukind von Corvey und der Nonne Hrothsvith hervorgeht, eben ein sächsisches, wie es bei Otfried ein fränkisches gewesen war.

Der erste Herrscher aus sächsischem Geschlecht, Heinrich I., war selbst der schärfste und erfolgreichste Gegner der Zentralgewalt gewesen und vermied nach der durch seinen Vorgänger veranlaßten Wahl zum König klüglich den Fehler, an dem Konrad I. gescheitert war, eine allzustarke Betonung seiner Herrschaftsansprüche. Eine nüchterne Klugheit, die auf das Nächste sah und nur das Mögliche erstrebte, war seine hervorstechendste Eigenschaft. Erst sein Sohn Otto hat dann, fußend auf der Macht, die sein Vater durch seine kluge Zurückhaltung gewonnen hatte, nicht nur den deutschen Herzögen gegenüber seine Herrschaftsansprüche durchgesetzt, sondern weit über Deutschlands Grenzen hinausgreifend die Kaiseridee Karls des Großen wieder verwirklicht. Es besteht somit zwischen beiden ein ähnliches Verhältnis wie zwischen Karl und Pippin oder wie zwischen Friedrich dem Großen und seinem Vater. Es ist schon viel darüber geredet worden, ob nicht die rein deutsche Entwicklung, wie sie durch Heinrich I. scheinbar nochmals ermöglicht wurde, für unser Volk von größerem Segen gewesen wäre, als der durch Otto I. vertretene christliche Imperialismus. Die viel erörterte Frage hat in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts an Interesse, aber freilich nicht an Klarheit gewonnen dadurch, daß man den damals so brennenden Gegensatz großdeutsch-kleindeutsch mit ihr vermengte und somit in dem Sachsen Heinrich einen ersten Vertreter des Kleindeutschtums erblicken wollte. Tatsächlich besteht zwischen Heinrich und Otto I. kein grundsätzlicher Gegensatz, sondern nur ein praktischer, für den Vater wäre das eine Unmöglichkeit gewesen, was für den Sohn eine Notwendigkeit war. Diese war nicht nur in der allgemeinen kulturellen Lage, sondern auch in

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-11-16 13:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89099973992
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der besonderen, durch Otto I. geschaffenen Verfassung des Reiches begründet, wovon gleich noch zu reden sein wird.

In kultureller Beziehung stellt die ottonische Zeit vielfach nur eine Fortsetzung der karolingischen dar. Einen bedauerlichen Rückgang zeigt die unter den Karolingern so vielversprechend begonnene deutsche Literatur. Wir dürfen in diesem Zurücktreten des Einheimischen vor dem Fremden vielleicht ein erstes Auftreten jener Schwäche sehen, die unser Volk so oft gegenüber fremden Einflüssen bewiesen hat, eine Hingabe an das Neue bis zur Selbstvergessenheit. Kein einziges auch nur einigermaßen bedeutendes Gedicht in deutscher Sprache ist uns aus dieser Zeit überliefert. Dafür blüht jetzt eine lateinische Literatur, die zum Teil als Fortsetzung der karolingischen Hofpoesie angesehen werden kann. Auch sie benutzt zur Verherrlichung der Person des Herrschers die auf das Altertum zurückgehenden literarischen Formen. Wie in der karolingischen Zeit, so besteht auch jetzt derselbe Gegensatz zwischen durchaus christlichem Inhalt und klassischer Form, zeigt sich aber auch jetzt der germanische Einschlag. Aus der nicht unbeträchtlichen Menge der literarischen Erzeugnisse heben sich für uns drei Persönlichkeiten hervor, die in ihrer Verteilung über das ganze Reich zugleich beweisen, daß ein literarischer Mittelpunkt nicht mehr besteht. Es sind dies die sächsische Nonne Hrothsvith, der St. Galler Mönch Ekkehard und ein dem Namen nach unbekannter Mönch aus dem lothringer Kloster St. Evre in Toul. In Hrothsvith von Gandersheim tritt uns die erste deutsche Dichterin entgegen. Zwar hat sie nur lateinisch geschrieben, und zwar ein so elegantes Latein, daß ein Gelehrter sogar den freilich mißlungenen Versuch gemacht hat, ihre Gedichte als Fälschungen eines Humanisten nachzuweisen. Zwar steht auch sie sehr stark unter klassischem Einfluß, indem sie, wie sie selbst ausdrücklich hervorhebt, den Versuch macht, des Terenz für ein Nonnenkloster allerdings nicht gerade geeignete Werke durch solche christlichen Inhalts zu ersetzen. Aber doch ist der Inhalt ihrer Dichtungen echt deutsch. In ihren zahlreichen Heiligenlegenden finden sich Stellen von echt weiblicher Zartheit des Empfindens. Dabei ist sie durchaus nicht prüde und gibt z. B. in ihren Dramen, wenn man ihre naiven Dialoge so nennen will, Szenen, die an Realismus denen ihres Vorbildes nichts nachgeben, so, wenn der verliebte Christenfeind Dulcitius statt der Märtyrerinnen, zu denen er entbrannt ist, die rußigen Kessel im Vorraum ihres

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-11-16 13:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89099973992
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gefängnisses umarmt und kohlschwarz wieder auf der Bühne erscheint. Man hat in dieser Szene den Einfluß der fahrenden Gaukler finden wollen, jedenfalls zeigt sie, daß schon damals die Komik im religiösen Drama ihre Stelle hatte. Es darf auch nicht unerwähnt bleiben, daß die sächsische Nonne des zehnten Jahrhunderts im Drama von dem Kleriker Theophilus, der sich verleiten läßt, einen Vertrag mit dem Teufel zu schließen und dann durch Maria aus den Schlingen des Bösen gerettet wird, die erste Faustdichtung unserer Literatur geliefert hat.

Viel stärker noch ist das deutsche Element ausgeprägt bei Ekkehard. Überwog bei allen bisher erwähnten Dichtern das Christliche, so ist sein Heldengedicht von Walthari trotz der vergilischen Hexameter durch und durch deutsch. Schon die Tatsache, daß er sich für seine Schülerübung — denn eine solche haben wir eigentlich vor uns — einen Stoff aus der deutschen Sage ausgewählt hat, ist bezeichnend genug. Deutsch ist auch sein Latein, das gerade bei wörtlicher Übersetzung erst seine ganze Kraft und Schönheit zeigt. Deutsch ist vor allem seine Auffassung von Heldenleben und Heldenpflicht, als deren vornehmste die Treue erscheint. In seiner durch gelegentlich angebrachte christliche Züge nur wenig gemilderten Kampfesfreude, ja Wildheit, in seinem grimmigen Humor erscheint uns das Gedicht als ein letzter Nachklang der Völkerwanderungspoesie; zugleich aber bildet es einen Pfeiler der sonst freilich nur vermutungsweise wieder herzustellenden Brücke, die zu den großen Volksepen, zum Nibelungenlied insbesondere hinüberführt. Alle seine Vorzüge drängen sich in der packenden Schlußszene zusammen. Als nach dem gewaltigen Kampf schließlich die drei Helden Gunther, Hagen und Walther jeder seine schwere Verwundung davongetragen haben, da faßt der Dichter das Ergebnis dieses Kampfes um den Besitz des Hunnenschatzes in die Worte zusammen:

So ward der Kampf geschlichtet — wohl durften beide ruhn.
Laut mahnten Durst und Wunden, die Waffen abzutun.
Da schieden hochgemut die Helden aus dem Streit,
An Kraft der Arme gleich und gleich an Tapferkeit.
Wahrzeichen ließ jedweder zurück von dem Gefechte,
Hier lag des Königs Fuß — dort lag Waltharis Rechte
Dort zuckte Hagens Aug'; so hob an jenem Platz
Sich jeder seinen Teil vom großen Hunnenschatz.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-11-16 13:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89099973992
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der wilde Humor, der sich über die eigenen Schmerzen hinwegsetzt, kommt in den Scherzreden zum Ausdruck, welche die endlich wieder versöhnten Helden miteinander führen:

Nach Lärm und Kampfgetös, Schildklang und schweren Hieben
Zum Becher dort die zwei viel Scherz und Kurzweil trieben.
„Zukünftig", sprach der Franke, „magst du den Hirsch erjagen,
O Freund! und von dem Fell den Lederhandschuh tragen,
Und so du dir mit Wolle ausstopfest deine Rechte,
So meint doch mancher Mann, die Hand sei eine echte.
O weh, auch fortan mußt du allem Brauch entgegen
Um deine rechte Hüfte das breite Schlachtschwert legen,
Und will Hiltgunde einst dir in die Arme sinken,
So mußt du sie verkehrt umarmen mit der Linken,
Und alles, was du tust, muß schief und linkisch sein...."
Walthari ihm erwidert: „O Einaug, halte ein!
Noch werd' ich manchen Hirsch als Linker niederstrecken,
Doch dir wird nimmermehr des Ebers Braten schmecken.
Schon seh' ich queren Auges dich mit den Dienern schelten
Und tapferer Helden Gruß mit scheelem Blick entgelten.
Doch alter Treu gedenkend schöpf' ich dir guten Rat:
Bist du der Heimat erst und deinem Herd genaht,
Dann laß von Mehl und Milch den Kindleinbrei dir kochen
Der schmeckt zahnlosem Mann und stärkt ihm seine Knochen."

Spricht somit das Waltharilied von der zur Zeit seiner Abfassung in St. Gallen noch ungebrochenen Freude an der Welt der germanischen Sagen, so läßt uns die Ecbasis Captivi, die Geschichte von der Errettung eines Gefangenen, einen Blick tun in die seelischen Kämpfe, die durch die Einführung der Klosterreform in den Einzelnen wachgerufen wurden. Der Verfasser erzählt uns nämlich ausführlich, daß er nur mit halbem Herzen im Kloster gewesen sei. Viel lieber war ihm das ungebundene Umherstreifen in dem nahen Wasgenwald, wo er jagend und die Tiere beobachtend ganze Tage verbrachte. Da kam die Reform und mit ihr das Ende der holden Ungebundenheit. Aber die Sehnsucht nach der freien Natur war stärker als die Klostergebote: unser Held brach aus, wurde jedoch gewaltsam zurückgeführt und ins Gefängnis gesetzt. Um nun die verscherzte Gunst seiner Oberen wieder zu gewinnen, verfiel er darauf, durch ein größeres Dichtwerk zugleich einen Beweis seines Könnens und seiner Besserung zu geben. So verfaßte er denn unser erstes Tiergedicht, dessen Kern die ihm aus dem Altertum überlieferte

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-11-16 13:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89099973992
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Fabel von der Heilung des Löwen durch die Haut des Wolfes ist, dessen Rahmenerzählung er aber mehr oder weniger frei erfunden hat, indem er sich selbst symbolisch unter dem Bild des Kalbes darstellt, das, aus dem sicheren Stall entflohen, in die Gewalt des Wolfes gerät und nur durch die Dazwischenkunft der Herde gerettet wird. Auch hier mischen sich christliche Symbolik mit antiken Reminiszenzen, aber das ganze Gedicht wäre doch gar nicht möglich gewesen ohne die deutsche Freude an Wald und Wild, die dem Verfasser zu einer Menge fein beobachteter Züge aus dem Tierleben verholfen hat.

Schließlich dürfen als Ausdruck deutschen Wesens auch die kurzen Gedichte nicht vergessen werden, die ebenfalls in lateinischer Sprache allerhand Schwänke behandeln, z. B. die erste Münchhausenerzählung der deutschen Literatur, die Geschichte vom Bischof Heriger. Ihr Inhalt ist volkstümlich derb und mag durch Spielleute verbreitet worden sein, ihre kunstvolle Form aber ist durch Geistliche geschaffen worden.

Wieder tritt uns das Kloster St. Gallen als Kulturmittelpunkt entgegen. Notker der Stammler erfand eine völlig neue musikalische Form, die sogenannte Sequenz. Ursprünglich nur ein dem Schluß-A des Halleluja zur Erleichterung für die weniger Musikalischen unterlegter Text, der so abgefaßt war, daß jeder Note eine Silbe entsprach, wurde die neue Form bald verselbständigt und zu geistlichen Gesängen mannigfachen Inhalts verwandt. Ja die dichtenden Kleriker wandten sie auch für die oben gekennzeichnete Schwankdichtung an, bei der freilich Form und Inhalt in einem vielleicht nicht bloß für uns, sondern auch für die Zeitgenossen als parodistisch empfundenen Gegensatz standen. Was sie kennzeichnet, ist einmal die enge Verbindung von Wort und Melodie, ein Ideal, das ja auch wieder in den Tondichtungen Richard Wagners angestrebt wurde, sodann die strenge Zweigliederung des Aufbaues, wodurch das Ganze einen stark dramatischen Charakter erhalten haben muß, der, wie wir gesehen haben, schon in ältester Zeit ein bezeichnender Zug deutscher Kunst war.

Auch in der Baukunst besteht ein enger Zusammenhang zwischen der karolingischen und der sächsischen Zeit. Auf den in karolingischer Zeit geschaffenen Grundlagen erwächst nunmehr der romanische Baustil. Dabei ist es bezeichnend, daß trotz des Vorbildes von Aachen der Zentralbau doch bald verlassen wird zu

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-11-16 13:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89099973992
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gunsten des Langbaues. Man darf wohl annehmen, daß der im Zentralbau wie in einem Kristall erstarrte Raumeindruck dem deutschen Empfinden nicht so entsprach, wie das längs den Jochen des Langbaus schwingend bewegte Raumgefühl. Bezeichnend für diese ältesten romanischen Kirchen, von deren Art uns die Klosterkirche von Gernrode einen trefflichen Eindruck gibt, ist die schwere Würde, die aus den mächtigen, wenig gegliederten Steinmassen spricht. Im Gegensatz zu der gotischen Baukunst, die die Schwere des Materials so völlig überwindet, daß wir gar nicht mehr daran denken, ein Gebilde aus Stein vor uns zu haben, betont der romanische Stil mit seiner lastenden Schwere gerade die Eigenart des Materials. Er steht somit unserer heutigen Kunstauffassung näher als der gotische und kann mit viel mehr Berechtigung als dieser als eine durch und durch deutsche Leistung gekennzeichnet werden. Neben der Baukunst steht gleichwertig die Kleinplastik. Auch hier ist entsprechend seiner politischen Bedeutung der sächsische Stamm führend. Der kunstsinnige Bischof Bernward von Hildesheim hat sich sowohl um die Baukunst wie um die Plastik besondere Verdienste erworben. Von ihm, der nach dem Zeugnis seines Biographen auch eigenhändig als Künstler tätig war, geht eine bedeutende Wirkung aus, die nicht nur in seinen eigenen Schöpfungen, der Michaelskirche, der Bernwardsäule und den berühmten Bronzetüren des Hildesheimer Doms ihren Ausdruck gefunden hat, sondern die sich auch noch Jahrhunderte lang fortsetzt. Dabei ist wieder bemerkenswert, wie sich in Bernward und seinen Werken christliche Grundgedanken mit antiken Einflüssen verbinden, was ganz besonders deutlich in der nach dem Vorbild der Trajanssäule geschaffenen Bernwardsäule zum Ausdruck kommt, — wie daneben aber in ihm die uralt germanische Freude am Schmiedehandwerk lebendig ist.

Während so auf künstlerischem Gebiet die ottonische Zeit nur als eine Fortsetzung der karolingischen erscheint, trägt sie auf politischem Gebiet einen durchaus selbständigen Charakter. Hatte die karolingische Zeit die geistigen Grundlagen des Mittelalters geschaffen, so schuf die ottonische seine politischen. Die bereits in karolingischer Zeit beginnende ständische Teilung kommt jetzt völlig zum Ausdruck, indem auch bei dem letzten deutschen Stamme, den Sachsen, der zu Fuß dienende Heerbann aufgegeben wurde. Wie unter Karl Martell der Kampf gegen die Araber, so wirkten jetzt die Ungarneinfälle dahin, daß ein Reiterheer geschaffen und

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-11-16 13:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89099973992
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

damit das Lehenswesen eingeführt wurde. Die Notwendigkeit, sich gegen die Ungarn und die immer noch Einfälle wagenden Normannen zu schützen, führte auf niedersächsischem Gebiet sodann zum Burgenbau. An Stelle der altgermanischen Volksburg und der späteren befestigten karolingischen curtis trat nun die Herrenburg, eine Entwicklung, die sich dann auch auf das übrige Deutschland ausdehnte.

Von ganz besonderer Bedeutung für die Zukunft unseres Volkes wurde aber die Entwicklung des Städtewesens; auch sie geht in ihren Anfängen in die Zeit der Ottonen zurück. Damit trat ein ganz neuer Zug in die deutsche Geschichte. Denn während bei allen Völkern des mittelländischen Kulturkreises die Stadt der Mittelpunkt alles politischen und geistigen Lebens war, kannten die Germanen Städte überhaupt nicht. Was von den Römerstädten auf deutschem Boden übrig blieb, das sank auf die Stufe des Dorfes herab, städtisches Wesen hat sich nirgends erhalten. Erst jetzt entwickelte sich aus den einheimischen Formen der Markgenossenschaft heraus die städtische Verfassung, langsam und allmählich. Vor allem die Bischofssitze wuchsen sich zu Städten aus, wobei dann die Tatsache, daß diese sich vielfach in alten Römerstädten befanden, doch nicht unbeachtet bleiben darf. Einfluß auf das politische oder gar geistige Leben der Nation erlangten die Städte aber erst in späterer Zeit.

Dagegen wurde unmittelbar wirksam die Umgestaltung, die Otto I. an der Reichsverfassung vornahm. Gegenüber den Stammesherzögen stützte er sich auf die Bischöfe, die von ihm ernannt und mit ihrem Bistum weit weniger fest verwachsen waren als die Herzöge mit ihrem Gebiete. Diese Politik hatte aber zur Voraussetzung, daß der deutsche König die Herrschaft über die Kirche in der Hand hatte und so wurde Otto schon aus rein praktischen Erwägungen zur Aufnahme der Idee Karls des Großen geführt. Herrschaft über die Kirche aber war unmöglich ohne Einfluß auf den Papst, ohne Beherrschung Italiens. Die so vielfach als romantisch und unklar verlästerte Rompolitik der deutschen Kaiser ging von sehr praktischen Erwägungen aus und war eine geschichtliche Notwendigkeit, die es zu begreifen und nicht nur aus ihrem äußeren Mißerfolg heraus zu verurteilen gilt.

Schon die Neubegründung der Königsmacht mit Hilfe der Bischöfe sichert Otto den Beinamen des Großen. Daneben aber hat er — in diesem Punkte sogar über Karl den Großen hinaus-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-11-16 13:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89099973992
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

greifend — die Germanisierung und Christianisierung der Slawen jenseits der Elbe begonnen und so dem Deutschtum neue Wege gewiesen. Freilich hatten sein Sohn und sein Enkel dafür kein Verständnis; der eine versäumte es, die große Slawenerhebung zu unterdrücken, die nach Bekanntwerden der deutschen Niederlage gegen die Araber in Süditalien sich über das ganze neu erworbene Gebiet jenseits der Elbe ausbreitete. Der andere aber gab den letzten Rest geistigen deutschen Einflusses auf dieses Gebiet preis. Aber der Weg nach dem Osten wurde später wieder aufgenommen, ihn zum ersten Male gewiesen zu haben bleibt die Großtat Ottos I.

So läßt sich der erste Sachsenkaiser recht wohl neben den großen Karolinger stellen. Nur eines muß einschränkend bemerkt werden: Otto verkörpert nicht so wie Karl in seiner Person die ganze Kultur seiner Zeit. Er kannte persönlich nicht dasselbe Bildungsstreben, eine großangelegte Kulturpolitik hat er nicht getrieben, für die Durchführung der Reformideen innerhalb der deutschen Geistlichkeit hat sein Bruder Brun das Entscheidende getan. Und so fehlt seiner Regierungszeit doch der Glanz, der noch in der Sage die Hofhaltung des großen Karl umschwebt. Aber dafür kommt ihr eine ganz besondere Bedeutung in der Geschichte unseres Volkes zu: die Karolingerzeit haben wir mit den Franzosen gemeinsam, die Sachsenzeit gehört unserer Geschichte allein an als die Geburtszeit des deutschen Reiches. Unter der Führung der Sachsenherrscher haben sich damals die deutschen Stämme zusammengefunden zu einer politischen und kulturellen Einheit, die, anfangs nur in der Person des Herrschers verkörpert, immer stärker der Nation zum Bewußtsein kam. Wenn wir oben gesehen haben, daß die Zeitgenossen Ottos I. noch den großen Vertreter ihres Stammes in ihm feierten, so hat eben das gemeinsame Erlebnis jenes gewaltigen Machtaufschwungs auch ein Gemeinsamkeitsgefühl im deutschen Volke erzeugt; seinen unbewußten Ausdruck fand es darin, daß das Wort „deutsch", das bis jetzt nur auf die Sprache sich bezogen hatte, im folgenden Jahrhundert einen politischen Sinn bekam: zum erstenmal erklingt nun das Wort vom deutschen Vaterland.

Versuchen wir nun noch zum Schluß, das Ergebnis des ersten Jahrtausends unserer Geschichte vom Standpunkt der Gegenwart aus zu werten, so müssen wir zunächst uns darüber klar sein, daß zwischen damals und heute ein gewaltiger Gegensatz besteht,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-11-16 13:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89099973992
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der in dem völlig andersartigen Wertsystem des frühen Mittelalters begründet liegt. Dieses kennt nur einen einzigen Grundwert, den religiösen. Ihm hatten sich alle anderen Werte, wie Politik, Kunst und Wissenschaft unterzuordnen. In dieser ungeheueren Einseitigkeit liegt aber auch die Kraft des frühen Mittelalters. Nur so konnte die Einheitlichkeit der Kultur entstehen, die dem Mittelalter sein Gepräge gibt. Nur in dieser Einseitigkeit konnte die christliche Kultur die nötige Stärke finden, um ein so trotziges, individualistisches Volk, wie die alten Deutschen es waren, zunächst zu bändigen und dann zur Selbstzucht und damit zu der inneren Freiheit zu führen, aus der die genialen Leistungen der Folgezeit hervorgegangen sind. Ja, wir gehen noch einen Schritt weiter und behaupten getrost, daß die Einheitlichkeit des frühmittelalterlichen Wertsystems nicht bloß eine geschichtliche Notwendigkeit war, die es zu begreifen gilt. Für uns Heutige ist sie mehr: Es gilt für uns, auf einer höheren Stufe jene Einheitlichkeit der Kultur wiederzugewinnen, natürlich unter Beseitigung ihrer allzugroßen Gebundenheit. Nur eine einheitliche deutsche Kultur wird unser Volk befähigen zur Lösung der großen Aufgaben, die in der Zukunft seiner harren.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-11-16 13:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89099973992
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Inhalt

Seite

Zum Geleit 3
1. Urzeit 3
Wanderung 4
Sippe 5
Geistige Kultur 8
Treue 9
Germanische Religion 9
Germanen und Römer 10
2. Die Völkerwanderung 11
Bleibende Ergebnisse 12
Der Recke 14
Chlodovech 14
3. Die Germanen und das Christentum 15
Die christliche Kirche 15
Erste Berührung 17
Bestehung der rechtsrheinischen Stämme 19
4. Die Karolingerzeit 21
Karl der Große 21
Grundlagen der Kultur 22
Lehenswesen 24
Grundherrschaft 26
Rechtswesen 28
Dichtkunst 28
Bildende Kunst 33
Kirche und Staat 33
Zusammenfassung 34
5. Das zehnte Jahrhundert 35
Hervortreten der Klöster 35
Die Sachsenkaiser 37
Kultur der ottonischen Zeit 39
Hrothsvith 39
Ekkehard 40
Ecbasis Captivi 41
Notker 42
Baukunst 42
Ottos I. Politik 43
Ergebnis 45

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-11-16 13:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89099973992
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

89099973992

B89099973992A

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF WISCONSIN

Generated on 2019-11-16 13:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89099973992
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Makers
Syracuse, N. Y.
PAT. JAN. 21, 1908

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-11-16 13:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89099973992
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

89099973992

b89099973992a

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF WISCONSIN

Generated on 2019-11-16 13:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89099973992
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google